

## Der wundersame Erfolg des Transnationalen – Eine Kritik an der Kritik

Bis eben wurden die transnationalen Inspirationsquellen meist nur beschrieben und bewusst wurde an Gegenargumenten gespart. Drangen die Gegenargumente dennoch durch, dann blieben sie mehrheitlich innerhalb des gleichen Theorieprogramms. Doch die Kritik an transnationalen Konzepten darf und kann sich darin keineswegs erschöpfen, denn solange sie im gleichen Bezugsrahmen verharrt, ist sie kaum in der Lage, neue Erkenntnisse zu produzieren. Nun ist es aber nicht so, dass es keine Kritik gäbe. Tatsächlich haben sich viele deutlich gegen Transnationalisten gestellt – vielfach mit guten Argumenten. In Anbetracht der fundierten Kritik wundert es jedoch, dass es nicht zu einem Konjunkturreinbruch des Labels ‚Transnationalität‘ kam, sondern dass Forschungen unter diesem Label weiter florieren. Diese widersprüchliche Situation verbietet es, von einem Theorieangebot direkt zu einer Alternative zu springen und sie gebietet es, diese Merkwürdigkeit zuerst zu analysieren. Die Prüfung kann weder allein bei transnationalen Migrationsforschungen beginnen noch in deren Rahmen Halt machen. Vielmehr richtet sich der Blick auf notorisch-strukturelle Probleme sowohl in der interdisziplinär ausgerichteten Migrationsforschung als auch in der Geografie. Die aufgedeckten Strukturen sind für wissenschaftssoziologisch inspirierte Geister nicht neu. Doch es scheint, als haben sich weite Teile der Migrationsforschung diesem Kritikpotenzial gar nicht oder nicht mit der nötigen Radikalität gestellt. Das Fehlen einer Selbstreflexion oder das Nichtbeobachten der eigenen Beobachtungen gestattet es auf der Basis von alten Grundsatzkritiken, zum Beispiel von Gerhard Hard, gegen aktuelle Entwicklungen zu argumentieren.<sup>17</sup> Diese alte Kritik von Hard kann mit speziellen und tiefscharfen Kritiken von Bommers gepaart werden (2002a, 2002b, 2003a, 2003b). Im Ergebnis können sodann drei Kernproblematiken erkannt werden, die in unterschiedlichen Variationen

17 Die Ignoranz von bereits erreichten Diskussionsniveaus ist ein anhaltendes Problem der Geografie. Nirgends wird dies derzeit deutlicher als bei der deutschsprachigen Diskussion über die ‚Neue Kulturgeographie‘ (Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer 2003) und ihren polemischen Rezensionen zum Beispiel von Klüter (2005). Die Lektüre von ‚eingestaubten‘ Texten ist dabei erhellend (z. B. Bartels/Hard 1975; Hard 2003 [1990]). Welcher Gewinn von wissenschaftssoziologischen Untersuchungen zu erwarten ist, zeigen zum Beispiel die Arbeiten von Schultz (1989) oder Sandner (1994). Bezeichnend ist hier, dass sie eher als historische Geografen gelten und nicht als Wissenschaftstheoretiker. Das Schattendasein dieser Forschungen drückt sich auch in den Selbstbeschreibungen von gut 600 im Verband der Geographen an Deutschen Hochschulen (VGDH) organisierten Wissenschaftlern aus. Nur neun von ihnen geben an, dass sie sich der Geschichte der Geografie widmen – sie sind im Schnitt 56,2 Jahre alt und Disziplingeschichte ist bloß einer neben durchschnittlich drei Schwerpunkten (siehe Dittmann/Kraas/Schmiedecken 1999: 323). Lossau vergleicht die Beschäftigung mit der geografischen Wissenschaftsgeschichte daher auch als eine Aufgabe, die an einem Sonntagnachmittag gepflegt werde (2002: 82).

auftauchen und einen großen Teil der Probleme in der Migrationsforschung beschreiben. Sind diese Problematiken in ihrem Umfang erkannt, so wird deutlich, weshalb frontale Angriffe auf bestehende Mängel in der Migrationsforschung oftmals sang- und klanglos verpuffen. Zu den drei großen Problemen:

- *Inter-, Multi- oder Transdisziplinarität ohne Disziplin(arität) ist nicht zu haben!* Migrationsforschung wird allgemein und wiederkehrend als ein Forschungsfeld betrachtet, welches für interdisziplinäre und internationale Kooperationen prädestiniert ist. Das mag stimmen, lässt aber in Vergessenheit geraten, dass Interdisziplinarität nicht nur als Lösung, sondern als konstitutives Problem der Migrationsforschung gesehen werden muss. Erst in den letzten Jahren ist diese lange unhinterfragte Disposition zum Streitgegenstand geworden (vgl. Hammar et al. 1997; Brettel/Hollifield 2000; Bommers/Morawska 2005; Goeke 2005). Die angebliche Eignung der Migrationsforschung für Interdisziplinarität sorgt zudem für ein auffälliges Missverhältnis der Leistungsbewertung: Einerseits wird die Migrationsforschung gefeiert und ein fester Platz für sie in jeder Disziplin beansprucht, andererseits leistet sie selbst nur ausgesprochen wenig für *disziplinäre* Entwicklungen. Die transnationale Diskussion hat erneut demonstriert, dass Theorien, Diskussionen und Begriffe fortwährend ent- und verwurzelt werden, ohne dass ihre jeweiligen Entstehungskontexte die gebührende Berücksichtigung fänden. Der Übereifer beim grenzüberschreitenden Konzept- und Begriffstransfer soll mit Hilfe einer selektiven Genealogie verdeutlicht werden.
- *Kritikappeal mit Folgelasten für die Theoriebildung!* Die Rede von transnationalen sozialen Räumen oder von verwandten Begriffen beinhaltet bestechende Kritikelemente. Die Forschungen zu dem Thema sind oft intellektuell stimulierend, politisch-moralisch wähen sie sich auf der Seite der Guten und sie entwickeln Sprachregister, welche aktuelle und alltägliche Transformationen metaphernreich und plastisch zu fassen vermögen. Dies ist die Quelle für ihr Irritationspotenzial und ihren Charme. Häufig verzichten sie jedoch auf eine theoretische Aufarbeitung des bisher Verfassten – Autoren pro domo zu lesen gehört gewiss nicht zu ihren vorrangigen Aufgaben. Sprachlich anders gefasstes Wissen geht bei einer solchen Diskussionskultur verloren und man fällt fast zwangsläufig hinter bereits erreichte Diskussionsstände zurück.
- *Räume allerorten und die Liebe der Geografie zu Holismen!* Die deutschsprachige Geografie hat sich grosso modo in der Diskussion zurückgehalten, wie sie überhaupt den sozialen Problembereich Migration stark umgeht. Dennoch zeigt der Blick auf die geografische Rezeption, dass die unkritische Abnahmebereitschaft hoch ist. Theorieimport bei gleichzeitiger Trivialisierung kann beinahe als eine disziplinkonstitutive Facette gelten. Oftmals wird mit der Rede von transnationalen Räumen an holistische und alltagsweltliche Vorstellungen von der Welt angeknüpft.

Damit sind drei große Problemkreise benannt. Noch sind die Thesen sehr pauschal und ohne Belege. Sie wirken konservativ und disziplinierend. Doch das ist nicht der Punkt. Denn bei aller Kritik im Einzelnen ist nicht zu verkennen, dass transnationale Phänomene, seien sie sozialer, rechtlicher, ökonomischer, familiärer, imaginärer, erzieherischer, politischer oder anderer Art, an Bedeutung zunehmen und theoretisch gefasst werden sollten. Doch zunächst zur Kritik im Einzelnen.

### **Interdisziplinarität ohne Disziplinarität?**

Der Begriff ‚transnational‘ hat praktisch in allen an der Migrationsforschung beteiligten Disziplinen reüssiert. Ein Zufall ist diese Karriereform in der interdisziplinär ausgerichteten Migrationsforschung jedoch nicht. Fast scheint es ihr Strukturmerkmal zu sein. Wechselseitiges Zitieren suggeriert wechselseitige Abhängigkeit und führt zur Selbstbestätigung. Doch zugleich wird ein Problem verdeckt. Während die Migrationsforschung an der Oberfläche mit der für sie charakteristischen disziplinären Querstellung ihres Themas gut zurechtkommt und in ihren empirischen Beiträgen außerordentlich reiches und umfangreiches Wissen zu verschiedenen Migrationsbewegungen zusammengetragen hat, gelangt sie nur selten zu den Tiefen der disziplinären Reflexion. Ihr Einfluss auf die sozialwissenschaftliche Theoriebildung ist dementsprechend gering. Bommes und Maas (2005) bezeichnen die Migrationsforschung sogar als interdisziplinäre Forschung ohne Disziplinen. Die Binnendifferenzierung der Wissenschaft wird allzu schnell und mit hohen Kosten übersprungen.

Aber der Reihe nach: Es wird dem Phänomen Migration an sich zugeschrieben, dass es für interdisziplinäre Kooperationen prädestiniert sei (z. B. bei Moltmann 1985; Bade 2004 [1988], 2004 [2001]; Bommes 1999; Hoffmann-Nowotny 1999).<sup>18</sup> Diese Betrachtung ruht sicher und fest in einer holistischen Auffassung von Migration: „Wanderungsprozesse sind komplex: Wanderung betrifft nicht nur die wandernden Menschen, sondern auch die Gesellschaften und Regionen, zwischen denen diese Menschen sich bewegen. Aufgrund dieser Tatsache sind neben der Soziologie zahlreiche andere wissenschaftliche Disziplinen mit Migration befasst“ (Treibel 1999: 17).

Solche Definitionen dienen als paradigmatischer Ausgangspunkt, um die Zuständigkeit der eigenen Disziplin zu legitimieren. Folglich gibt es fast überall

---

18 In diesem Kontext wird beispielsweise auch die Gründung des IMIS 1991 verständlich. Während die disziplinäre Binnendifferenzierung des Wissenschaftssystems in Deutschland vergleichsweise starr ist und Studiengänge wie Gender Studies oder Cultural Studies erst über europäische Harmonisierungsbestrebungen in Deutschland Fuß fassen, sticht das dezidiert interdisziplinär ausgerichtete Institut in diesem System hervor. Dass dies ausgerechnet im Falle der Migrationsforschung geschieht, verwundert nicht. Auch ein Blick über Deutschland hinaus zeigt, dass die überwältigende Mehrheit von Migrationsforschungsinstituten interdisziplinär ausgerichtet ist.

Bindestrichdisziplinen, die sich dem Wanderungs- und Integrationsgeschehen widmen. Ein Ausschnitt aus der Forschungspraxis verdeutlicht dies: Migranten erscheinen in den Erziehungswissenschaften, wenn es um ihren Bildungserfolg geht (z. B. Radtke 2004). Sie tauchen in der Soziologie bei Fragen der Ungleichheit auf (z. B. Geißler 2002). Migration und Migranten sind für die Rechtswissenschaften (vgl. z. B. die Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik) ebenso ein Thema wie für die Anthropologie (z. B. Appadurai 1998b), die Wirtschaftswissenschaften, die Demografie, die Politologie, die Philosophie und nicht zuletzt auch für die Geografie. Holistische Migrationsdefinitionen sind zugleich die Steilvorlage für einzuklagende und nicht weiter zu begründende Interdisziplinarität: „Weil Migration in der Geschichte, aber auch in der Gegenwart, nachgerade alle Lebensbereiche durchdringt, braucht Migrationsforschung grundsätzlich inter- und transdisziplinäre Forschungsansätze“ (Bade 2004 [2001]: 27). Als Einstieg in die Thematik haben diese Beschreibungen ihre Berechtigung. Doch wenn Migration im Kern lediglich als ein räumlicher Wechsel von einem Gesellschaftsraum in einen anderen zusammengefasst wird, dann droht allzu schnell der Drift in das Meer der Allgemeinplätze. ‚Migranten verändern Gesellschaften!‘ ist dann zu vernehmen und schon allein deshalb sei es wichtig, sie zu untersuchen. Deutlich wird dabei, dass die Argumentationslogik im nationalgesellschaftlichen Käfig verharrt und meist nur die Folgeprobleme dieser speziellen Verfasstheit der Weltgesellschaft rezipiert. Solange diese Beweisführung nicht gestört wird, können sogar *Kernbereiche* der interdisziplinären Forschung identifiziert werden. In der Programmatik des Osnabrücker IMIS ist zu lesen:

„Dabei sind die am Graduiertenkolleg beteiligten Fächer dem interdisziplinären Kernbereich der Migrationsforschung zuzurechnen: Historische und empirisch-sozialwissenschaftliche, interkulturell vergleichende, psychologische und pädagogische, demographische und geographische, wirtschafts- und rechtswissenschaftliche Ansätze und Fragestellungen sind vertreten.“ (Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien 1996: 39)

Die Argumentation läuft wie geschmiert und findet in der Politik einen wichtigen außeruniversitären Partner. Der Politik gilt Migration als ein wichtiges Thema. Zwar setzt das politische System keineswegs alle Forderungen der Migrationsexperten um und Migrationsexperten stellen in der politischen Kommunikation ihre eigenen Aussagen leicht um, doch grundsätzlich handelt es sich um eine lebendige Symbiose.<sup>19</sup> Trotz mancher Un- oder Missverständnisse zwischen diesen

19 Vgl. dazu die hohe Zahl von Gutachten, die etwa für Lernende Regionen, Kommunen oder den Bund erstellt werden. Eine einflussreiche Zusammenstellung bietet das Jahresgutachten des Sachverständigenrates für Zuwanderung und Integration (2004). Siehe auch das 2004 ins Leben gerufene EU-Exzellenznetzwerk mit dem Titel ‚International Migration, Integration and Social Cohesion in Europe‘

und anderen Systemen kann die Migrationsforschung ihre Stellung festigen. In scheinbar unumstößliche Worte gefügt: „Den ‚Homo migrans‘ gibt es seit es den ‚Homo sapiens‘ gibt; denn Wanderungen gehören zur *Conditio humana* wie Geburt, Fortpflanzung, Krankheit und Tod“ (Bade 2002: 11).

Der interdisziplinäre Zug saust geradezu durch Wissenschaft und Öffentlichkeit, doch wurde eine dezidierte theoretische Begründung für diese Reise gegeben? Mitnichten, die ‚Was-ist-Interdisziplinarität-Frage‘ scheint fast unerhört zu sein. Dies ist gewiss ein grundsätzliches Paradoxieproblem von Systemen, stellen doch Was-ist-Fragen die kategorialen Setzungen des Systems in Frage. Die Differenz Interdisziplinarität|Disziplinarität mit der sich das System konstituiert, ist zugleich eine im System unerhörte Frage. Solange die Frage nicht behandelt wird, wird die Migrationsforschung aber nur bedingt Fortschritte machen und auch nicht verstehen, weshalb manche ihrer Forschungsfragen so beständig einrasten. Vielleicht wäre die Ignoranz dieser Frage ein geringeres Problem, wenn es Migrationsforschung als ein universitäres Fach neben anderen gäbe und sich eigene Karrieremöglichkeiten eröffneten. Aber auch eine solche Verfasstheit müsste sich die Frage modifiziert stellen und könnte sie nicht beiseite schieben (analog zu diesem Problem für die Geografie siehe Hard 2003 [1990]).

Während die Grundsatzfrage in der Praxis erfolgreich ignoriert werden kann, ist das Missverhältnis zwischen der Selbsteinschätzung und -beschreibung einerseits und dem Einfluss der Migrationsforschung andererseits gravierender. Die Idee, dass Interdisziplinarität ein Teil des Problems und nicht die Lösung sein könnte, entspringt der Beobachtung, dass sich eine Kluft zwischen dem vermeintlichen Segen der Interdisziplinarität einerseits und den theoretischen Verdiensten andererseits auftut. Der hohen Bedeutungszuschreibung steht die ernüchternde Erkenntnis entgegen, dass Migrationsforscher nur geringe Beiträge zum disziplinären und theoretischen Fortschritt beisteuerten. Gewiss lassen sich dagegen Einwände formulieren, doch antizipiert man diese Einwände, wird deutlich, dass sie das Grundargument weiter stärken. So ist zu erwarten, dass wichtige Autoren genannt werden, die, trotz erfahrenen Widerspruchs, als Klassiker sowohl für die Migrationsforschung als auch für die allgemeine Theoriebildung gelten können. Ein Blick auf die Struktur ihrer Arbeiten zeigt aber, dass sie ihre Forschungen und Fragestellungen explizit in ‚größere‘ gesellschaftstheoretische Modellierungen einbetteten. Dies gilt im deutschsprachigen Bereich besonders für die Arbeiten von Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny (1973) und Hartmut Esser (1980). Sie starteten ihre Theoriebildung gerade nicht bei Migranten, sondern im Bereich der Sozialtheorie und fragten anschließend, wie sich Migration und Migranten in die Theorie einfügen. Der Gefahr, den eigenen Wissensbereich zu überhöhen, setzten sie von Beginn an Schranken. Illusionen von der übermäßigen

---

(IMISCOE). 19 kooperierende Institute sollen umfangreiches theoretisches und empirisches Wissen bereitstellen, welches als Basis für politische Entscheidungen dienen soll. Inter-, Multi- oder Transdisziplinarität waren hier selbstverständliche Bewerbungsvoraussetzungen.

Relevanz von Migranten lassen sich auch mit einem hastigen Blick auf die ‚Klassiker‘ der Sozialwissenschaften entzaubern. Dort tauchen sie ebenso selten auf wie bei vielen aktuellen sozialwissenschaftlichen Konzepten, mit denen versucht wird, die Grundzüge moderner Gesellschaften zu beschreiben.<sup>20</sup> Auch in der Geografie spielt Migration keine tragende Rolle.<sup>21</sup>

Der Alltagswelt nahestehende Migrationsdefinitionen und unreflektierte Forderungen nach Interdisziplinarität sind die Vorbedingungen für eine besondere Diskussionskultur in Teilen der Migrationsforschung. Die Begriffs- und Konzeptkarriere von Transnationalität zeigt, dass Vokabeln aus ihren Kontexten gerissen wurden, ohne zu verdeutlichen, welches Problem damit genau behandelt werden sollte. Die wissenschaftlichen Leistungen einzelner aus den Nachbardisziplinen wurden überhöht und die dabei entstandenen Bruchlinien geglättet oder bis zur Unkenntlichkeit verstellt. Wo und wie gewann die Vokabel aber an Fahrt? Was thematisierte die Anthropologie damit und warum sind Transnationalitätsforschungen regional unterschiedlich gestreut? Auf welche Art und Weise intervenieren Historiker?

### Der anthropologische Entstehungskontext – Reputations- und Zeitfragen?

Die Rede von Transnationalität in der Migrationsforschung kann in ihrem Ursprung wesentlich auf die Anthropologie beziehungsweise Ethnologie zurückgeführt werden. Transnational-anthropologische Ansätze teilen trotz aller Unterschiedlichkeiten drei wichtige Gemeinsamkeiten. *Erstens* und als paradigmatischer Ausgangspunkt werden überwiegend Individual- oder Gruppenperspektiven mit ethnografischen Methoden erfasst und aufschlussreich beschrieben. Eine Folge davon ist die Betonung von individuellen oder kollektiven Imaginationen und Konstruktionen sowie das Wechselverhältnis von Fremd- und Eigenkonstruktionen. *Zweitens* bringt es der anthropologische Kulturbegriff mit sich,

20 Der Journalist Armin Pongs hat herausragende und in der Öffentlichkeit bekannte Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler nach Gesellschaftskonzepten gefragt, mit denen sie aktuelle Situationen und Transformationen beschreiben würden. Von den 24 Befragten, unter ihnen Dahrendorf und die Bürgergesellschaft, Giddens und die moderne Gesellschaft oder Sennett und die flexible Gesellschaft, adressiert niemand Migranten direkt. Sie erscheinen lediglich indirekt bei Welschs Konzept der transkulturellen Gesellschaft oder in Albrows Globalem Zeitalter (Pongs 1999, 2000).

21 Diese Beobachtung ist empirisch leicht zu stützen: Weder in den theoretischen Arbeiten von einflussreichen Autoren kommen Migranten an prominenter Stelle vor (eine unvollständige Auswahl: Hard 2002, 2003; Klüter 1986; Werlen 1997, 1999) noch ist Migration ein bestimmendes Thema von Lehr- und Einführungsbüchern (z. B. Bartels/Hard 1975; Werlen 2000). Mobilität im Sinne einer empirisch zählbaren räumlichen Veränderung von Körpern wurde in der Geografie sicherlich von Beginn an thematisiert. Diese sichtbaren Veränderungen haben aber, und nur darum geht es bei diesem Argument, keine wesentlichen theoretischen Impulse geliefert.

dass sie die Vielfalt betonen und sich als Alternative zu normativen Integrations- und Assimilationsforderungen positionieren (und daraus vielleicht vorschnell abgeleitet auch gegen Integrations- und Assimilationstheorien). *Drittens* fordern sie programmatisch, dass Herkunfts- und Zielkontexte gleichberechtigt zu betrachten seien, die Feldforschung so mobil wie ihr Feld sein müsse. Problematisch wird es gelegentlich, wenn von Netzwerken, sozialen Räumen, Feldern oder auch von Gemeinschaften gesprochen wird, weil nicht immer klar ist, welche Kategorien modellhafte Setzungen sind und welche als Forschungsergebnisse gelten können.

Insgesamt ist es eine produktive Agenda und fast neigt man fortschrittsgläubig zu der Annahme, dass stimulierende Gedanken und Lösungen zu Beginn der 1990er endlich herausbrechen und sich ihren Weg bahnen. Unweigerlich kommt es zu einer Überhöhung der fremddisziplinären Autoren in der jeweils importierenden Disziplin, weil sich die Aufmerksamkeit nur auf einige wenige richten kann. Blickt man indessen tiefer in die Disziplin, dann zerbröseln das lineare Fortschrittsbild und Translokationen sind zu erkennen. Im biologischen Sinn bezeichnet Translokation die Verlagerung von Chromosomenbruchstücken (hier Theoriesplitter und -fragmente) in ein anderes Chromosom (hier andere situations- und kontextgebundene Theorien mittlerer Reichweite). Diese Translokation kann absichtsvoll oder zufällig geschehen. Sie kann, muss aber nicht, beobachtet werden. In der Migrationsforschung geschieht sie meist unbeobachtet, weil zu selten Disziplinreflexion betrieben wird. Aus diesem Grund soll ein kleiner wissenschaftssoziologischer Nachholversuch unternommen werden.

Ein Aufsatz von 1986 – also vor Beginn der transnationalen Diskussion – statuiert hier das Exempel. Der Aufsatz ist vom Anthropologen Carl-Ulrik Schierup und er sprach sich für die Verwendung des Begriffes ‚soziales Feld‘ in der Migrationsforschung aus: „Given a double and simultaneous attachment in countries of emigration and immigration at once, the total social field (Mitchell 1959) of the migrants is constituted, which is the wider framework within which we must analyze the emergence of immigrant culture“ (Schierup 1986: 37). Einige Grundzüge transnationaler Ansätze scheinen bereits durch. Herkunfts- und Zielregion seien simultan als ‚total social fields‘ zu betrachten und innerhalb dieser Felder sei die Emergenz von Immigrantenkulturen zu analysieren. Wie aber kam es zu dieser produktiven Störung von Assimilations- und Integrationstheorien? Und warum wurde der Aufsatz dennoch kaum zitiert? Das Irritationspotenzial gewann Schierup wesentlich durch die Lektüre eines Aufsatzes von C. Mitchell (1959), der lange zuvor im Bulletin des ‚Inter-African Labour Institutes‘ publiziert hatte sowie durch einen Aufsatz von Philip Mayer (1962) aus der US-amerikanischen Zeitschrift ‚American Anthropologist‘, der sich ebenfalls der afrikanischen Migrationsthematik widmete. Schierup entnimmt ihnen Fragmente und bettet sie in andere Formationen wieder ein. Daraus resultiert im Idealfall eine irritierende Stimulation. Im schlimmsten Fall führt diese Technik zu Entstellungen bis zur Unkenntlichkeit und es bleibt, wie bei diesem Exempel, ein schaler

Beigeschmack. Hier fand gleich eine doppelte Entwurzelung statt: Mayer, wenigstens in Zitierkontakt mit Mitchell stehend, hatte bei seinen Studien im südlichen Afrika offensichtlich zur Kenntnis nehmen müssen, dass die westlichen Kategorien hier nicht griffen. Stadt, Land und damit verbundene Wanderungstheorien erklärten im konkreten Fall nichts, sodass die Theorien im afrikanischen Kontext ungeeignet waren. Der behauptete universale Theorierahmen war vom Partikularen auf dem falschen Fuß erwischt worden und aus dieser Irritation schlussfolgerte Mayer, dass „the social fact of widespread migrancy must have some implications for theory, and these ought to be worked out“ (1962: 577). Pragmatisch machte er bereits damals Vorschläge, die den Reformulierungen der 1990er Jahre zum Verwechseln ähnlich sind. Die diachrone Betrachtung von sozialen Beziehungen im Migrationsprozess (also die Herauslösung aus der Herkunftsregion und die Integration in die Zielregion) wollte er um eine synchrone Betrachtung von sozialen Feldern ergänzen (ebd.: 579). Während die Konzepte nun dem Kontext angepasst wurden, maß Schierup dieser ersten Transition vom industrialisierten und national organisierten Norden in den afrikanischen Süden keine besondere Bedeutung bei. Er importierte das modifizierte Konzept aus dem Süden und ignorierte nun die Bruchlinie ein zweites Mal. Die zum Verständnis von Migration wichtige Entwicklung des nationalen Wohlfahrtsstaates, der wo und wann immer möglich feste Loyalitätsbeziehungen zwischen Staat und Individuum fordert und so spezifische Strukturen aufbaut, wurde schlicht nicht thematisiert. Zu der territorialen, sozialen und zeitlichen Entkopplung von Begrifflichkeiten kam bei Schierup eine disziplinäre Transition hinzu, bei der fachkonstitutive Fragestellungen verdeckt wurden. So wechselte er nach seinem ersten Abschluss in der Kultur- und Sozialanthropologie zur Soziologie. Im Artikel bleibt unklar, welche Disziplin wie von seinem Vorschlag profitieren könnte.

Noch mehr transnationale Konzepte *avant la lettre* zu suchen und darzustellen muss aus dem Grund unterbleiben, der hier Teil der Kritik ist. Es überfordert die Kapazität Einzelner, die weitverzweigte Diskussion nachzuzeichnen. Hier sollte vor allem demonstriert werden, wie schnell und unbedacht Konzepte transloziert werden. Wenn es so leicht fällt, transnationale Ansätze vor dem Boom in den 1990er Jahren zu finden, dann kann dieser Boom nicht allein als Durchbruch von *neuen* Ideen betrachtet werden. Vielmehr müssen weitere Faktoren eine wichtige Rolle spielen. Der Kontrast zwischen unzitierten und zitierten Artikeln verschafft hier Einsichten, denn die Vorläufer transnationaler Studien erschienen am falschen Ort und zur falschen Zeit. Ein distanzierter Blick auf das Wissenschaftssystem zeigt, dass über wissenschaftliche Leistungen und Vermächtnisse im Medium Wahrheit entschieden wird. Eine wissenschaftliche Aussage kann also entweder als wahr oder als unwahr angesehen werden. Damit wird weder einer wissenschaftlichen Abbildtheorie das Wort geredet noch ein absoluter Wahrheitsbegriff aufgestellt, sondern es wird davon ausgegangen, dass die Theorie für die Fremdreferenz der Wissenschaft sorgt, dass also der Gegenstand als Einheit und Identität von der Theorie her organisiert wird. Selbst wenn wissenschaftliche

Aussagen als ‚truth claims‘ bezeichnet werden und damit ein absoluter Wahrheitsanspruch zurückgewiesen wird, wird die Wissenschaft nicht aus dem Schema wahr|unwahr ausbrechen wollen – es sei denn um den Preis der eigenen Selbstzerstörung. Methoden, um diesen Gedanken zu komplettieren, stellen die Selbstreferenz der Wissenschaft dar und organisieren den Weg der Erkenntnisgewinnung. Nun ist es allerdings schwierig, über Wahrheit zu entscheiden, sie zu ordnen und zu organisieren. Käme die Wahrheit nicht ohne Personen aus? Und warum kommt es gerade im interdisziplinären Dialog so oft zu Namensnennungen? Während die Wahrheit tatsächlich ohne Autorennennungen auskäme, scheint dies für das Wissenschaftssystem kaum möglich. Die Zurechnung von Wissen zu Autoren verhindert, dass die Kommunikation orientierungslos umhertaumelt. Die Verbindung mit Personen hilft bei der Auswahl und der Organisation von Theorien. Diese Personalisierung geschieht entgegen der Erkenntnis, dass wissenschaftliche Leistungen selbst Zufälle sind und von sozialen Konstellationen, Zeitumständen und ähnlichem abhängen. Und sie widerspricht dem Wissen, dass nur ein Bruchteil wissenschaftlicher Arbeiten originär-intellektuelle Eigenleistung der Autoren ist und deshalb ja soviel zitiert werden muss. Aber mit der Zurechnung auf Personen ist der Gefahr der Überforderung beizukommen, weil die Publikationsflut jetzt mit Referenzpunkten organisiert werden kann. Die Referenzpunkte stellen Vorgaben zur Verfügung „um die Beliebigkeit der Themenauswahl, der Lektüre, des Zitierens und Formulierens einzuschränken, und eben das geschieht in der Wissenschaft durch Etablieren von Reputation“ (Luhmann 1992: 246). Entscheidend ist also, dass sich in der Wissenschaft zu dem Code wahr|unwahr der Nebencode Reputation gesellt. Als Code kennt er zwar eindeutige Ausprägungen, ist aber kein entweder-oder-Code, sondern besitzt fließende Übergänge. Reputation wird an Eigennamen verliehen und rigide mit ihnen verbunden. Der Verleihungsprozess muss unsichtbar bleiben, muss sich sequenziell aufbauen. Ehrungen oder lobende Zusammenfassungen werden nicht als der eigentliche Reputationserwerbsprozess verstanden, sondern als nachträgliche Bestätigung. Neben Autoren können auch Universitäten, Institute, Zeitschriften oder Verlagshäuser von ihrem guten Ruf profitieren.

Wenn Reputation für die Organisation dessen sorgt, was zu lesen und wahrzunehmen ist, dann wird die große Bedeutung des Codes im interdisziplinären Forschungsfeld Migration deutlich. Der Code wirkt hier so stark und ist so eng an Personen gebunden, weil ständig über die Disziplinengrenzen hinweg Interesse und Aufmerksamkeit geweckt werden muss, weil ständig signalisiert werden muss, was zu lesen ist und was nicht. Wenn dem so ist, dann werden die strukturellen Probleme der Migrationsforschung verständlich. Weil sie nicht als eigenes Fach organisiert ist, muss sie auf disziplinäre Wahrheitsentscheidungen vertrauen, die aber an den Interessen der Migrationsforschung vorbeigehen können. Zwar könnte die Migrationsforschung eigene Theorieprogramme entwerfen, aber ohne Konstitution als Fach kann sie kaum Karrieren steuern, sodass Einzelne doch wieder auf ihr eigenes Fach achten müssen. Letztendlich sind auch die In-

teressensgebiete der Migrationsforschung sehr breit gefächert, sodass sie sich stark auf den Reputationscode verlassen muss, auch wenn darüber nicht mehr alle disziplinären Transitionen und Wissensorganisationen vermittelt werden können.

Zieht man also die Kapazitätsbeschränkung Einzelner in Betracht, so wird verständlich, weshalb die transnationale Diskussion in der Migrationsforschung auf vergleichsweise wenige Aufsätze zu Beginn der 1990er Jahre zurückzuführen ist oder genauer zurückgeführt wird (z. B. bei Bailey 2001: 414). Zu nennen sind die Autorinnen Nina Glick Schiller, Linda Basch und Christina Szanton Blanc, die programmatische Artikel publizierten (hier besonders 1992; 1997). Zudem veröffentlichten sie in den *Annalen der New Yorker Wissenschaftsakademien*, also in einer Zeitschrift, die mehr Reputation genießt als die Zagreber Zeitschrift ‚Migracijske teme‘, in der Schierup publizierte. Auch sind die angelsächsischen Zeitschriften zunehmend so organisiert, dass sie über die elektronischen Bibliotheken fast mühelos bezogen werden können.<sup>22</sup> Es erstaunt nun auch nicht mehr, dass die transnationale Diskussion mit wenigen Artikeln auskommt, die wieder und wieder in Sammelbänden veröffentlicht wurden. In Deutschland gelten der von Ludger Pries (1997b) herausgegebene Sonderband der Zeitschrift *Soziale Welt* und zwei von Ulrich Beck editierte Sammelbände der Edition *Zweite Moderne* bei Suhrkamp als Basisreferenzen (1998a; 1998b). Über diese Bände findet die angelsächsische – und als ein Teil davon die anthropologische – Diskussion ihre Verbreitung. Doch über dieses kleine Spektrum ist die Diskussion kaum zu verstehen. Solange dies der Fall bleibt und reflexive Übersichten zum disziplinären Forschungsstand die Ausnahme bilden, wird dieses Defizit kaum zu beheben sein. Stattdessen wird sich die Aufmerksamkeit auf mit Reputation gesegnete Zentren richten, wie zum Beispiel das seit 1997 vom britischen ‚Economic and Social Research Council‘ (ESRC) an der Universität Oxford finanzierte Projekt ‚Transnational Communities Programme‘ (Transcomm). Es bietet ein Forum, in dem sich explizit Anthropologie und Geografie treffen sollen, um die „human dimensions of globalisation and aspects of emerging transnationalism“ zu untersuchen.<sup>23</sup>

Man schösse am Ziel vorbei, wenn man davon ausgeht, dass allein Reputation wissenschaftliche Leistungen bestimmt. Auch die Gunst der Stunde und das Glück passender Interdisziplinarität gilt es zu beachten. Beides kommt in Oxford zusammen. Nina Glick Schiller und andere, die bereits Jahre zuvor zum gleichen

22 Vgl. dazu auch die Kritik von Matthes: „Der scheinbare internationale Selbstbestätigungseffekt der europäisch-nordamerikanischen Sozialwissenschaften verdankt sich seiner organisatorischen Mächtigkeit, nicht seiner epistemologischen Sensibilität, und schon gar nicht einer in ihm angelegten interkulturellen Kompetenz“ (2000: 28). Oder der Hinweis von Anthony D. King, dass die Karten der Agenten der mächtigen Oxford University Press primär eine Karte des britischen Empires zeichnen und nicht der akademischen Brillanz (1996: 1956).

23 <http://www.transcomm.ox.ac.uk/introduc.htm> (27.12.2006)

Thema arbeiteten, erhalten vermehrt Gehör, auch weil sie jetzt an das sozialwissenschaftliche Metathema ‚Globalisierung‘ anschließen können. Interdisziplinäre Arbeiten werden als Befreiung begrüßt: „So a moment’s consideration suffices to make it obvious that the field [of transnational studies] vastly exceeds anyone’s specialist competence. Some of us will correspondingly turn away with relief, others will take it as an invitation to do transnational studies within their own established paradigm regardless of others; braver or brasher spirits will enjoy freedom from any disciplinary constraint“ (Albrow 1998c: 2). Der Erfolg einer transferierbaren Vokabel, die in der interdisziplinären Begegnung Gemeinsamkeit an vorderster Forschungsfront suggeriert, verdeckt und verschweigt eine Reihe von *intradisziplinären* Problemen, Transitionen und Konjunkturen. Sollten Verstimmungen auftauchen, dann werden sie durch den Austausch auf der empirischen Ebene geglättet. Dieser empirische Austausch schafft gegenseitiges Verständnis, geht freilich nicht immer über das Allgemeinwissen eines Zeitungslesers hinaus. Der Konsens bestätigt die Welt der transnationalen Migrationsforschung, die ihre fachkonstitutiven Problemstellungen und die damit verbundenen Probleme an dieser Stelle nicht thematisiert.

Die Anthropologie nimmt sich also der Transnationalität und Identität an – „concepts that inherently call for juxtaposition“ (Vertovec 2001: 573), ihre Forschungen werden ‚zeitgenössischer‘ und sie widmet sich nicht mehr allein dem Fremden, sondern zunehmend dem Eigenen. Alles Aspekte, die auch von anderen Migrationsforschern behandelt werden und leicht Übereinstimmung suggerieren. Die Hinwendung zu diesen Themen beruht indes nur lose auf einer theoretischen Formulierung und es ist nicht ausgemacht, dass diese Themen absolut an Bedeutung gewinnen. Die Aufstiege der Themen Identität und darüber vermittelt an Ethnizität können mit Kearney wenigstens in Teilen auf die Implosion holistisch-deterministischer Kulturkonzepte zurückgeführt werden, sind also ein Fluchtweg nach vorne (vgl. Kearney 1995: 557; 2005; Brettel 2000: 114). Der prinzipielle Beobachtungsrahmen der Anthropologie wird aber nicht verlassen. Zwar befreit sie sich von organischen und essenziellen Kulturkonzeptionen und stellt auf postontologische Kulturbegriffe um, doch sie widmet sich weiterhin Beobachtungen der zweiten Ordnung, also Beobachtungen mit denen Handlungen, Skripte, Images, Verhaltensweisen, Rituale, Institutionen usw. ein zweites Mal beobachtet und kulturell gedeutet werden. Eine solche zweite Beobachtung im Modus Kultur überzieht alles mit Kontingenz. Die Behandlung von Identität statt Kultur wechselt nur die Seite, kann das Kontingenzproblem aber nur leidlich lösen, weil Identität prinzipiell nicht herzustellen oder zu halten ist. Zudem orientiert sich das Thema gelegentlich an der alten US-amerikanischen Frage nach dem ‚Wer-gehört-(noch)-dazu?‘, also einer dort wie hier zyklisch erscheinenden Frage, die aber immer vor dem Kontext des Landes gelesen und gedeutet werden

muss.<sup>24</sup> Die Frontstellung von Transnationalität und Identität auf der einen Seite gegen essenzialistische Kulturkonzepte und darüber vermittelt gegen den Nationalstaat auf der anderen Seite, entpuppt sich zunehmend als eine Problematik, die innerhalb des gleichen Beobachtungsrahmens abläuft. Doch weil die Anthropologie dies selbst kaum merkt, registrieren Fachfremde mehrheitlich den frischen Wind der Anthropologie als neue Erkenntnis. Tendenziell übersehen wird auch, dass es disziplinpolitische Wenden sind, die diesen Forschungen Auftrieb geben. Bei ihrem Jahrestreffen 1994 kam die US-amerikanische anthropologische Gesellschaft zum Schluss, dass die Anthropologie sich in den nächsten 25 Jahren mehr den globalen Veränderungen der Gegenwart widmen, mehr Interdisziplinarität wagen und auch den Themen Nachhaltigkeit, Ökologie, globale Interdependenzen und Internationalisierung mehr Aufmerksamkeit schenken sollte (vgl. Kearney 1995: 547) – ein Gesellschafts-, Gemeinschafts- oder Kulturbegriff wird gemieden! Wer sich diesem Programm anschließen möchte, dem offerieren Transnationalitätsforschungen ein hervorragendes Medium, zumal sie Distanz zum anthropologischen Bias der Sesshaftigkeit schaffen. Das Erscheinen des Fokalthemas Globalisierung ist dafür gut geeignet. Gemeinschaft und Kultur büßen ihre Prominenz ein, erscheinen fast nicht mehr solitär und werden doch nicht ganz aufgegeben. Das Aufkeimen von Derivaten und Diminutiven (zum Beispiel in den Metaphern ‚ethnoscapes‘, ‚transnational social communities‘, ‚socioscapes‘ usw. oder kulturell statt Kultur) deutet darauf hin, dass sie sich mit einem konzeptionellen Anschluss an moderne Gesellschaftstheorien schwer tut und gelegentlich übersieht, dass Integration oder Exklusion|Inklusion in der modernen primär funktional differenzierten Weltgesellschaft komplexere Vorgänge sind als in der Schimäre einer dörflich territorialen oder jetzt ‚entterritorialisierten‘ Gemeinschaft. Die Suche nach einem Anschluss spiegelt sich dessen ungeachtet in ihren Forschungsfragen wider: „Was wird aus der lokalen Heimat unter den Bedingungen der Globalisierung?“ heißt es einleitend zu einem Forschungsprojekt in der Stadt Frankfurt (Römhild 2003: 10).

Es geht hier nicht um eine Kritik an disziplinären Fortschritten, Erkenntnissen oder Kreativitätspotenzialen, sondern es soll verdeutlicht werden, dass Transformationen in Pfadabhängigkeiten eingebettet sind, die zu berücksichtigen sind, wenn Gewinne aus neuen Erkenntnissen gewonnen werden sollen. Wissenschaftliche Entwicklung, die aus einem wechselseitigen Verhältnis von Komplexitätsreduktion und Komplexitätssteigerung entsteht, die also eine Komplexitätsreduktion der sozialen Wirklichkeit anstrebt, indem sie ihre eigene Komplexität – den theoretischen Begriffsapparat – steigert, ist in diesem Kontext kaum denkbar (vgl. Hard 2002 [1987]: 313; Luhmann 1991 [1984]). Eine *intradisziplinäre* Entwicklung und Spezialisierung, welche die Voraussetzung für einen

24 So kann für die Geschichtswissenschaft festgestellt werden: „American historians of immigration, more than their European peers or their colleagues in the social sciences, are much more interested in ethnicity than in migration“ (Diner 2000: 36).

ertragreichen *interdisziplinären* Dialog sein könnte, bleibt eine Seltenheit. Nun wird hier weder das Ende des interdisziplinären Dialoges gefordert noch wird von der Anthropologie (oder auch der Geografie oder Geschichtswissenschaft) verlangt, eigene Universaltheorien hervorzubringen, aber eine gezielte Einordnung der Geltungsansprüche und eine disziplinäre Rückversicherung wären hilfreich. Solange Forderungen nach empirischen Arbeiten die Oberhand haben und Fächer sich nur mit dieser Empirie in den fachübergreifenden Austausch begeben, bleibt ein theoretischer Fortschritt in der Migrationsforschung Wunschdenken.

### Kann jetzt noch von Rückständen und Vorsprüngen gesprochen werden?

Die geschichtlich orientierte Untersuchung bestätigte die bekannte wissenschaftssoziologische Aussage, dass es keine kontextunabhängige Entscheidung zwischen unterschiedlichen Geltungsansprüchen geben kann und folglich auch keine kontextunabhängige Bewertung wissenschaftlichen Fortschritts möglich ist. „Was *statt dessen* angeboten werden kann, ist eine rekursiv arrangierte Beobachtung des Beobachtens, ein Kontextieren von Kontexten, ein Unterscheiden von Unterscheidungen, also eine Kybernetik des Beobachtens zweiter Ordnung“ (Luhmann 1992: 668). Doch das Kontextieren von Kontexten gehört nicht zu den vordringlichsten Tätigkeiten in der Migrationsforschung. Nun ist es eine Sache, die Situations-, Disziplin- und Ortsgebundenheit von bestimmten Schlagworten zu ignorieren oder doch wenigstens zu unterschätzen, doch es ist eine andere Sache, diese Gebundenheiten in eine lineare Fortschrittsgeschichte zu verpacken, um dann von Rückständen und Vorsprüngen sprechen zu können. Dies geht gelegentlich mit Lamentos einher, die eine Entwicklungsdifferenz erkennen wollen. So schreibt Pries, dass die entsprechenden Ansätze der nordamerikanischen Literatur im deutschsprachigen Raum „weder theoretisch breiter rezipiert und diskutiert noch in empirischen Forschungen in größerem Maße umgesetzt wurden“ (2001: 57). Diese Bewertung lässt sich mit einem Blick in die Bibliografie ‚Einwanderung im Spiegel sozialwissenschaftlicher Forschung‘ von Santel und Schock (2000) bestätigen. Im Lichte der hier skizzierten Genealogie sind solche Fortschrittsdarstellungen aber problematisch, weil sie eben auf das Kontextieren verzichten. Lineare Entwicklungsgeschichten sind auch deshalb zu relativieren, weil sich in den deutschsprachigen Arbeiten allemal eine Reihe von transnationalen Beobachtungen finden lassen, die theoretisch fundiert sind, aber unter dem Stichwort der ‚Gastarbeitermigration‘ altbacken wirken und den Touch einer politisch problematischen Beschreibung haben. Dass Literatur nicht rezipiert wird, kann auch der US-amerikanischen Wissenschaftswelt vorgeworfen werden, führt allerdings angesichts der zunehmenden Redundanz wissenschaftlicher Erkenntnisse kaum weiter.

Zudem sind regionale Differenzen bei der Datenerhebung zu beachten. Hier zeigen sich zumindest in den Anfängen klare Häufigkeitsspitzen, bei denen einerseits, aber unprominent, Afrika zu nennen ist und andererseits der Grenzbereich USA-Mexiko, der weit gefasste Raum Karibik sowie der asiatisch-pazifische Raum. Die Beobachtung regionaler Differenzen führte zur Frage: „Is transnationalism an accident of geography or a global process, albeit uneven in its extent and effects?“ (Rogers 1999: 5). Diese ruhige und offene Frage wurde an anderer Stelle indes schon eindeutig beantwortet: „A concept of ‚transnationalism‘ has not yet developed in Europe that would allow students of migration and policy makers to respond to the fact that immigrants live their lives across national borders and respond to the constraints and demands of two or more states“ (Glick Schiller/Basch/Blanc 1997: 129). Dass die Existenz von transnationalen Verbindungen nicht weiter in Frage gestellt wird, mag angesichts der hohen Zahl von Indizien als unproblematisch empfunden werden und doch handeln sich solche Aussagen Folgeprobleme ein. Sie laufen stets Gefahr, dass sie voraussetzen, was sie zu suchen vorgeben, dass sie ihre Untersuchungsbereiche also per Namensgebung definieren *und* dieses epistemologische Grundproblem nicht weiter reflektieren.

Die Beantwortung der Frage, ob es sich um einen geografischen Zufall handelt oder nicht, umgehen transnationale Migrationsforschungen bisweilen sehr geschickt. Sie sagen dann, dass es lediglich um andere (aber dann doch bessere?) Deutungen gehe. Dabei wird fast vollständig auf den Anspruch verzichtet, Strukturvorausagen zu treffen. Der Fluchtweg über die scheinbar beobachtungsunabhängige und klassische Frage der Migrationsforschung: ‚Wer wandert, wann, woher und wohin aus welchen Gründen und mit welchen Folgen?‘ wird nicht ganz aufgegeben. Gerät man zu sehr ins Strudeln, springt man zwischen den Positionen. Wird also behauptet, die realen Migrationsströme unterschieden sich quantitativ und noch viel mehr qualitativ von allem je Gewesenen und wird dann genau diese Argumentation angegriffen, dann kann die Argumentation immer noch auf das Gleis der Alternativdeutungen springen, kann also proklamieren, dass sie die bekannten Beobachtungen neu lesen und interpretieren, „die Geschichte der ‚Gastarbeit‘ neu [erzählen]“ will (Römhild 2003: 11; vgl. Faist 2000b: 3). Eine ausreichende theoretische Verbindung zwischen Gesellschaftsbeschreibung und Gesellschaftsstruktur geschieht selten und so gerät die transnationale Migrationsforschung allzu schnell (und eigentlich unnötig) in die Bredouille, wenn ihre ‚neuen‘ Ergebnisse oder Deutungen mit den Ergebnissen der historischen Migrationsforschung in Kontakt treten.

## Die historischen Interventionen

Das Auftauchen der kritischen Einwände von Seiten der Geschichtswissenschaft wundert nicht. Ein Zeitalter der Migrationen, das sich vom Gewesenen unterscheidet, kann sie nicht erkennen. Speziell der These, dass aktuelle Migrationsmuster von einer anderen, zuvor unbekanntem Qualität seien (vgl. Glick Schiller/Basch/Blanc 1992: 1; Pries 1996: 456), begegnen Historiker mit einer erwartbaren Strategie: Schlicht zusammengepresst lautet die historische These: „Transnationalism is not new, even though it often seems as if it were invented yesterday“ (Foner 1997: 355). Diese Fundamentalopposition weicht bei Foner und anderen einer differenzierteren Betrachtung, doch die historische Skepsis an den aktuellen Forschungen löst sich ebenso wenig auf, wie das unbefriedigende Gefühl an der historischen Argumentation. Daher lohnt es sich, diese Diskussionsfront und die Argumente der Geschichtswissenschaft zu betrachten. Und wenn es gelingt, einigen charakteristischen Prämissen näher zu kommen, dann kann aus den Erkenntnissen vermutlich mehr Gewinn als bisher gezogen werden.

Oftmals ist es eine Empirieflut, mit der sich die Geschichtswissenschaft gegen die Behauptungen des Neuen richtet. Diese Flut speist sich mehrheitlich aus historiografischen Studien, also aus einer Form der Geschichtsschreibung, die Vergangenes mit Tatsächlichkeitsanspruch darstellt. Dabei wurde die Geschichte aber manchmal mit dem Wissen um die Problematik des methodologischen Nationalismus neu gelesen, das heißt auch die Historiker gewannen durch die theoretische Diskussion neue Einsichten.<sup>25</sup> Nachdem das Wissen um die hohe Mobilität im Industrialisierungsprozess sich in der Migrationsforschung verbreitet hat, werden die Grenzen weiter verschoben. „Entgegen lange Zeit vorherrschenden Ansichten über die Immobilität vorindustrieller Gesellschaften hat die Historische Migrationsforschung auf das außerordentlich hohe Ausmaß und die reiche Vielfalt von Migrationsvorgängen im ‚alten Europa‘ aufmerksam gemacht“ (Oberpenning/Steidl 2001: 7).

Dabei drehen sich die historischen Gegenargumente um wenige Elemente: Migrationen des heutigen Ausmaßes seien in der Vergangenheit bekannt gewesen, der Rückkehrmythos ein konstanter Bestandteil migranter Geschichten, Begriffe für Pendel- oder Remigranten – zum Beispiel ‚ritornati‘ im italienischen

---

25 Vgl. die Kritik von Dirk Hoerder in diesem Kontext. Auch historiografische Studien weltweiter Migration hätten sich stark an einem ereignis- und politikgeschichtlichen Ansatz orientiert, das heißt die politische Problemdefinition vorschnell zu ihrer eigenen gemacht und im Ergebnis bis mindestens in die 1970er Jahre Migrationen als (nationale) Einzelphänomene betrachtet (zum Beispiel Hugenotten, Sklaven, chinesische Kaufleute etc.) (Hoerder 2002b: 142). Diese Kritik dient einerseits als Rechtfertigung für sein Anliegen, die Arbeit an einer Weltgeschichte der Migration voranzutreiben, wie er sie schließlich auch vorgelegt hat (Hoerder 2002a; ähnlich auch Bade 2004 [2001]: 41). Und die Kritik zeigt andererseits, dass auch in vermeintlich deskriptiven Arbeiten nationale Episteme die angeblich reine Sinneswahrnehmung rastern.

System, „pečalbari“ auf dem Balkan – habe es immer gegeben, eine Teilhabe in zwei ökonomischen Systemen und damit auch die Selbstverortung in zwei Referenzsystemen für Gleichheit und Ungleichheit seien bekannt und in ihrer Problematik untersucht worden. Rassismus habe es leider auch zu allen Zeiten gegeben, obgleich jede Zeit und Gesellschaft ihre je eigenen Fremden hervorgebracht habe. Die Rückkehr von Versagern und Erfolgreichen sei untersucht und die Bedeutung der Emigranten für ihr altes Heimatland sei der Politik schon früh bekannt gewesen. Neue Forschungen zum Thema seien zwar nicht nutzlos, allein Neues sei nicht zu erwarten (vgl. Foner 1997: 356ff.; vgl. Bade 1994b: 23).

Mit diesen pauschal dargestellten und resümierenden Behauptungen ist noch nichts gewonnen und nichts verloren. Ein selektives Detail soll die Struktur der Gedankengänge verständlich machen. Der Amerika-Historiker Günter Moltmann zeigte, dass die Migration von Deutschland in die Vereinigten Staaten von Amerika eine beachtliche Remigration hervorrief. Er kommt zu dem Schluss, dass es in Relation zu den jährlichen Auswanderungszahlen Remigrationsquoten zwischen mageren 4,7 Prozent im Jahr 1859 und satten 49,4 Prozent im Jahr 1875 gab (Moltmann 1980: 383). Charles Dickens' Beobachtungen während der Schiffsreise in die Alte Welt verdeutlichen, dass die Phänomene auch der Belletristik bekannt waren:

„We carried in the steerage nearly a hundred passengers: a little world of poverty. [...] Some of them had been in America but three days, some but three months, and some had gone out in the last voyage of that very ship in which they were now returning home. Others had sold their clothes to raise the passage-money, and had hardly rags to cover them; others had no food, and lived upon the charity of the rest. [...] They were coming back, even poorer than they went.“ (Dickens 1974 [1842]: 223f.)

Abgesehen von der beliebten, doch zugleich fragwürdigen Methode, wissenschaftliche Ergebnisse über Verweise aus der Belletristik zu legitimieren, lässt sich die Liste über wissenschaftliche Ergebnisse verlängern: Anno 1948 animierte das CIA italienischstämmige Bürger in den USA Briefe nach Italien zu schicken, um eine Wahlmehrheit der Kommunisten zu verhindern. Etwa 10 Millionen Briefe wurden durch die Aktivierung von Netzwerken versandt (Bade 2002: 301) und jeder einzelne wirft für heute die Frage auf, ob und wenn ja welchen qualitativen Unterschied es zu einer E-Mail gibt. Das Konzept der Transnationalität sei, so Gerber, letztendlich gut geeignet, um ein tieferes Verständnis von Migrationsprozessen an der Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert zu gewinnen (2000: 32). Theoretisch gipfelt das Argument darin, dass gar kein Unterschied zwischen Assimilation und Transnationalität oder auch Multikulturalität festzustellen sei, da Assimilationstheorien und viele Historiker auf lange Zeitspannen blickten und so die Eingliederung betonten, hingegen transnationale Ansätze den Moment betonten und Differenzen entdeckten (vgl. Lucassen 1997).

Ganz so einfach ist es indes nicht. Sicherlich kann phänotypisch gezeigt werden, dass es bestimmte Migrationsmuster schon immer gegeben hat. Dabei übernimmt die Gegenseite aber sämtliche Schwächen der transnationalen Begrifflichkeit, ohne Klärungsversuche zu unternehmen. Die damaligen Migrationsmuster sind durch langjährige Pendelzeiten gekennzeichnet, sie sind temporär und sie sind sicher transatlantisch und transkulturell. Doch die Vokabel ‚transnational‘ schnappt ins Leere: Denn um den Nationalstaat und dessen Rahmungen zu überwinden, muss es ihn geben und in diesem Punkt unterscheiden sich die politischen Systeme des 19. Jahrhunderts, die den Prozess der Nationen- und Staatenbildung erst durchlaufen, massiv von den heutigen Nationalstaaten, die vor allem in Bezug auf Sozialstaatlichkeit beziehungsweise soziale Sicherungssysteme gänzlich anders strukturiert sind.<sup>26</sup> Anders formuliert führt erst die Nationalstaatenbildung dazu, dass Migrationsprozesse als problematische Störung des nationalgesellschaftlichen Lebens empfunden werden können (vgl. Wimmer 1999). Zuvor stellte sich Migration anders dar: „Die vom frühen 19. Jahrhundert bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges dauernde, von ‚proletarischen Massenwanderungen‘ dominierte Epoche der europäischen Wanderungsgeschichte war in einem bis dahin nicht und seither nicht wieder erlebten Maße durch die Freiheit der Wanderung über Grenzen bestimmt“ (Bade 2002: 14f.).<sup>27</sup>

Das 19. Jahrhundert kannte sogar Staaten mit einem unbeschränkten Einwanderungsrecht und ohne Interesse an Einwanderungskontrollen. Die heutigen restriktiven Immigrationskontrollen sind ein junges Produkt, das kausal mit der Nationenbildung korreliert. Sie unterscheiden sich radikal von der frühen Neuzeit, als Bevölkerungspolitik mit Auswanderungsverboten und Peuplierungsmaßnahmen verbunden war (vgl. Stichweh 2000 [1998]: 71). Solche Interventionen sind leider selten. Leider deshalb, weil just an dieser Stelle deutlich wird, dass Migration ein theoretisch spannendes Thema sein kann, wenn Migration in Bezug auf soziale Strukturen eingeführt wird und der Frage nachgegangen wird, wie Migranten auf die Strukturen der Gesellschaft reagieren und vice versa (vgl.

26 Bei Nichtberücksichtigung dieser Tatsache verpuffen pauschale Aussagen mit dem Vorwurf der ahistorischen Argumentation an die jeweils andere Adresse. Es hilft für die Diskussion nicht weiter, wenn der Historiker Gerber verkündet: „Those claims [gemeint sind Behauptungen, es könnten *neue* transnationale Migrationsmuster beobachtet werden, PG] are based on a poor grasp of the history of nineteenth and early twentieth century international migrations, which contained many transnational elements that are usually dealt with only superficially in contemporary transnational works“ (Gerber 2000: 36f.). Mit Bezug auf die weltweite Ausbreitung von Nationalstaaten und den Ausbau der sozialen Sicherungssysteme muss an dieser Stelle dem Historiker der Vorwurf der ahistorischen Argumentation gemacht werden.

27 Dieses Argument findet sich in ähnlicher Form in der ökonomischen Globalisierungsdiskussion wieder. Dort wird darauf verwiesen, dass die Weltwirtschaft zwischen 1871 und 1914 deutlich freier operieren konnte als heute. Angesichts dieser Erkenntnis hat sich auch dort die Diskussionsfront von quantitativen zu qualitativen Argumenten verlagert (vgl. Hirst/Thompson 1996; Dicken 1998).

Bommes 1999: 37).<sup>28</sup> Doch dieser Schritt wird bei der Übernahme der politischen Problemdefinition von Migration ebenso häufig übersehen wie bei der reisenden Transnationalitätsdebatte. Die zeitliche Translokation von Transnationalität vor die Zeit des Nationalstaates hat den Begriff ein weiteres Mal um seine Differenzqualität beraubt (ebenfalls kritisch dazu Bade 2004 [2001]: 33).

Allein auf der Basis nomineller oder zeitlicher Steigerungen bleibt das Adjektiv ‚neu‘ erstaunlich differenzlos. Auf der Basis von rein elementaren Strömen ist Migration für die Wissenschaft auch kein sonderlich interessantes Thema. Das ist daran zu erkennen, dass der körperliche Akt der Wanderung kaum wissenschaftliche Beachtung erfährt – spektakuläre Einschleusungen und dramatische Fluchterfahrungen bis hin zum Tod bilden eine tragische Ausnahme. Der Geschichtswissenschaft ergeht es hier kaum anders als der Geografie. Beide berücksichtigen die soziale Konstruktion von Zeit beziehungsweise Raum nicht immer, sodass eine stärkere Benennung von Zäsuren im Meer der Zeit sowie eine historische Beobachtung von Zeiteinteilungen, also eine Beobachtung von Geschichtsschreibung, selten ist. Aus den empirischen Verweisen ist dies jedenfalls nicht zu entnehmen.

Die Häufigkeit und die strukturelle Gleichsinnigkeit des Problems lassen vermuten, dass hinter ihm eine programmatisch-disziplinäre Verfassung steht. Vielleicht ist diese Verfassung in Bades bereits erwähnter Aussage, dass es sich bei Migration um eine *Conditio humana* handele, die zu allen Zeiten Gültigkeit habe, gleich wie Geburt, Fortpflanzung, Krankheit und Tod, enthalten (2002: 11). Die Aussage ist empirisch belastbar, sorgt in der tagespolitischen Diskussion für Abkühlung, lässt die Zeit fast unstrukturiert passieren und ist darüber hinaus selbst von einer beachtenswerten historischen Kontinuität. Denn Bade spitzt damit eine Aussage zu, die er vom Demografen Arthur E. Imhof entleiht:

„Eine Bevölkerung besteht schließlich aus lauter Menschen, Individuen, Einzelschicksalen“, pointierte A.E. Imhof aus der Sicht der Bevölkerungsgeschichte bzw. Historischen Demographie eine für den Historiker triviale und doch nicht selten zu wenig beachtete Einsicht, „und die jeder Bevölkerungsstudie zugrundeliegenden Hauptparameter: Geburt, Heirat und Tod, allenfalls noch Wanderungen, betreffen dermaßen elementare Ereignisse im menschlichen Leben, daß es wenig wundert, sehr bald auf Fragen zu stoßen, die alle ‚Wissenschaften vom Menschen‘ angehen.“ (Bade 2004 [1988]: 21)

Erneut können sich alle Disziplinen für zuständig erklären. Wichtiger ist nun, dass die Betonung eines historischen Kontinuums offensichtlich die Frage vernachlässigt, ob nicht doch Zäsuren und mithin Epochen benannt werden können. Wäre es an dieser Stelle nicht sinnvoll sich mit hochgradig spezialisierten Teilbe-

---

28 So wird verständlich, weshalb Ravenstein gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Begriffe ‚Migration‘ und ‚Mobilität‘ austauschbar benutzen konnte (vgl. Grigg 1977; vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002: 313). Die sozialen Strukturen diskriminierten in vielerlei Hinsicht nicht zwischen diesen beiden Wanderungsformen.

reichen der Nachbarwissenschaften auseinanderzusetzen und beispielsweise zu fragen, wie die veränderten Wirtschaftsstrukturen der Weltgesellschaft auch zu Distinktionsmerkmalen bei Migrationsströmen führen? Böte hier beispielsweise die Thematisierung von Übergängen, wie sie im Rahmen der Regulationstheorie oder allgemeiner in der Industriesoziologie vorgenommen werden, nicht Anhaltspunkte? Welche Stellung hat Arbeit im Migrationsprozess und wie kommen Migranten zur Arbeit? So könnte ersichtlich werden, dass der Hinweis auf historisch bekannte weitgespannte Händlernetze in einem anderen Freiheitskontext steht als die mit Industrierarbeit verbundene Lohnarbeit der ‚Gastarbeiter‘. Die Diskussion, die sich an die These vom institutionalisierten Lebenslauf anschließt, böte ebenso Kontaktflächen (Kohli 1985, 2003; Brose 2003) wie das Schlagwort des flexiblen Menschens (Sennett 2000). Im westlichen Kontext wäre die Frage interessant, wie der Aufbau der zentralen Staat-Bürger-Bindungen über Bildung, Beruf und Rente mit Migration und Integration im Zusammenhang steht, wie also auch der Aufbau des (Wohlfahrt-)Staates als Ergebnis des politischen Systems differente Migrationsmuster hervorbringt (vgl. Luhmann 1998a; Bommers 1999; Esping-Andersen 1999; Wimmer 1999; Stichweh 2000 [1998]; Wimmer/Glick Schiller 2002). Die Liste ließe sich verlängern und es zeigt sich, dass genau solche Versuche nur selten unternommen werden. Zwar relationiert Foner Identifikationsprozesse einmal zaghaft mit dem Prozess der Nationalstaatenbildung (1997: 365), doch wenn es um die abschließende Beantwortung der Frage geht, ob Transnationalität nun neu sei oder nicht, dann vergleicht sie Migrationen allein phänotypisch *untereinander*, ohne auf etwaige sozialstrukturelle Veränderungsprozesse zu rekurren (ebd.: 371).<sup>29</sup>

Das Fehlen einer solchen Auseinandersetzung führt dazu, dass Begriffe wie ‚international‘ und ‚transnational‘ zu oft synonym verwendet werden. Ein Problem, dass selbst bei Bade trotz seiner vielfältigen kritischen Bemerkungen virulent ist (z. B. 1997; 2002: Kap. II).<sup>30</sup> Ein weiteres Indiz dafür, dass es sich um ein

29 Der von Foner vorgenommene Vergleich von Migrationen untereinander wird in ihrem kurzen Essay nicht weiter thematisiert. Der Vergleich scheint allerdings kein ihr eigener zu sein und wird in der Tendenz als Forschungsprogramm für die (sozial-)historische Migrationsforschung bei Bade expliziert. Kurz zusammengefasst fordert er bereits 1988, dass Wanderungsgeschehen und -verhalten zu untersuchen und diese in die Bevölkerungs-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte einzubetten seien (zuerst Bade 2004 [1988]: 20; erneut 2004 [2001]: 35f.). Während die ersten beiden Aufgabenfelder stark auf Typisierungen zielen, wird mit dem letzten der drei Aufgabenbereiche der Horizont zwar geweitet, doch mehr als eine Einbettung wird nicht erwartet oder gefordert. Damit verharrt die Geschichtswissenschaft unnötigerweise bei singulären Betrachtungen.

30 Die Liste der Beiträge bei denen ‚international‘ und ‚transnational‘ austauschbar verwendet werden, ist selbstverständlich verlängerbar, durchzieht Disziplinen, Konferenzen und Publikationen. Dieses dem Zeitgeist geschuldete Problem muss aber nicht zu einer schwarzen Liste führen. Auf Bade wird hier gezeigt, weil seine Ausführungen gelegentlich in *beide* Richtungen so unentschlossen bleiben und das Dilemma nur umso deutlicher vor Augen führen. Das bei ihm zu Tage tretende Di-

strukturelles Problem handeln muss. Dieser Zustand ist umso bedauerlicher, weil die historische Migrationsforschung nicht bloß reich an empirischem Detailwissen ist, sondern weil Historiker im Vergleich zu Geografen, Soziologen, Anthropologen und auch anderen Disziplinen mehrheitlich andere Quellen für ihre Studien verwenden. Gerade diese historische Quellenarbeit macht den interdisziplinären Austausch vielversprechend, weil hier eine vor dem Austausch stehende Spezialisierung stattfand.

Doch dieser Austausch wird auch verhindert, weil sich Teile der Geschichtswissenschaft aufgrund einer hoch fragwürdigen Distinktion von anderen Disziplinen abgrenzen – „the deepest canyon separates social scientists from historians“ (Lucassen/Lucassen 1997: 10). In der US-amerikanischen Debatte war die Kluft sogar noch tiefer als in der europäischen Debatte, sodass dort nur wenige interdisziplinäre Anregungen zu finden sind. Viele Migrationshistoriker akzeptierten dort überhaupt erst seit den 1990er Jahren, dass theoretische Anleihen gewinnträchtig sein könnten. Zuvor habe David Ward beispielsweise beharrlich darauf verwiesen, dass die von Immigranten kreierte ‚distinctive locational patterns‘ eine Theoriebildung nicht zuließen (Diner 2000). Der Canyon teilt die Migrationswelt in Partikularismus auf der einen Seite und Universalismus auf der anderen Seite. Dabei ist der Canyon das Artefakt von disziplinärem Distinktionsstreben und nicht so sehr Ergebnis theoretischer Reflexionen. In Europa oder Deutschland stehen Bades programmatische Artikel zur historischen Migrationsforschung sicher nicht für das gesamte Spektrum der historischen Forschung, sie enthalten allerdings die Grundstrukturen, um die Auseinandersetzungen zu verstehen (im Folgenden wird auf Bade 2004 [1988]; 2004 [2001], Bezug genommen).

Bade selbst erachtet das disziplinäre Spannungsverhältnis als unproduktiv und führt dies in Teilen auf gegenseitige Missverständnisse bei den spezifischen Forschungsinteressen und -methoden zurück. Es gilt somit zu bestimmen, welche Bedeutung die sozialhistorische Migrationsforschung im Konzert der Disziplinen haben könnte. Dabei grenzt er die sozialhistorische Migrationsforschung zunächst von der Ökonomie und der Soziologie ab. Der Soziologie könne man in ihrem Bemühen eine möglichst exakte, umfassende, räumlich und zeitlich übertragbare Theorie von Migration zu bilden, nicht folgen (Bade 2004 [1988]: 18). Soweit verwundert das nicht und es ist das gute Recht der Historiker, sich nicht an soziologischer Theoriebildung zu beteiligen. Allerdings schimmert hier ein Theorieverständnis durch, welches der Soziologie einen Universalismus unter-

---

lemma deutet aber auch darauf hin, dass er sich überhaupt mit der Frage beschäftigt und so die Schwierigkeiten thematisiert. Bade liefert zugleich inspirierend-irritierende Beispiele und setzt mittels begrifflichen Zeitsprüngen intellektuelle Kapazitäten frei, die aktuelle Debatten abkühlen lassen. So zum Beispiel, wenn er die deutschen Auswanderer im 19. Jahrhundert als „economic refugees“ [.] in the true senses of the phrase“ bezeichnet und damit explizit die Diskussion um ‚Scheinasylanten‘ und ‚Wirtschaftsflüchtlinge‘ konterkariert (Bade 1997: 6).

stellt, der dort theoretisch kaum mehr betrieben wird. Selbst Universaltheorien wurden in wissenschaftssoziologischen Studien als kontextabhängig dargestellt. Mit anderen Worten: Theorien sind Konstruktionsleistungen. Bade scheint jedoch anzunehmen, dass Theorien die Entscheidung zwischen richtig und falsch absolut und kontextunabhängig treffen können. Damit lässt er implizit auch Fortschritt zu: Heutige Theorien sind besser in der Lage über richtig/falsch zu befinden als alte überholte Theorien. Innerhalb dieses Rahmens lehnt er die Anstrengungen um eine soziologische (Universal-)Theorie ab und fordert von Historikern, sich weiterhin an einer Vielfalt von Interpretationsmustern zu orientieren. Mit Interpretationsmustern bezeichnet er die zeitgenössische (partikuläre) Beobachtung von Migration, die aus aktueller (fortgeschrittener) soziologischer Perspektive geradezu rückständig (falsch) erscheinen:

„[D]ie Auseinandersetzung mit historischen und in jenem Sinne in der Tat längst von der Forschung überholten Interpretationsmustern [ist] geradezu konstitutiv für Sozialhistorische Migrationsforschung; denn zu ihren Aufgaben zählt auch die Erschließung des zeitgenössischen Verständnisses historischen Wanderungsgeschehens, gleichgültig, ob und inwieweit dieses Verständnis – das selbst wanderungsbestimmende Kraft entfalten konnte („Wanderungsfieber“, „Zugvogelwut“) – aus der Sicht heutiger Forschung realitätsbezogen bzw. zutreffend erscheinen mag.“ (Bade 2004 [1988]: 18)

Die Ausführungen bleiben unbefriedigend, weil das formulierte Forschungsprogramm zweifelhafte Differenzen in Theorieprogramme einschreibt. Wird das Zitat aufgedrösel, dann wird offensichtlich davon ausgegangen, dass das ‚zeitgenössische Verständnis‘ dazu führte, dass Migranten zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich in der Gesellschaft vorkamen (also beobachtet und kommuniziert wurden). So wie jede Gesellschaft (Gesellschaft hier als Beobachtung zweiter Ordnung im Sinne von Kultur, Nation, Gemeinschaft etc.) ihre eigenen Fremden kannte und damit auch ihre eigene Normalität definierte, so wurde das Thema Migration unterschiedlich gefasst. Nichts anderes behauptet die Systemtheorie, wenn sie davon ausgeht, dass es bestimmte Differenzierungsformen, Strukturen und deren Konstellation zueinander sind, die Migration zu einem spezifischen Problem werden lassen. Diese zeitlichen und räumlichen Differenzen und Variationen sind es nun, die Historiker dazu zwingen, an der Untersuchung der Vielfalt festzuhalten und eine universalistische Soziologie auf Distanz zu halten. Theoretisches Wissen bleibt, ganz in der Fachtradition, weiterhin keine Zielbestimmung historischer Erkenntnis. Es ist bereits viel gewonnen, wenn Theorie als eine Möglichkeit in Betracht gezogen wird, um die eigenen Befunde zu ent- und verschlüsseln (vgl. Rösen 2002a, 2002b). Zwingend ist der Bruch zwischen historischer und theoriebildender Migrationsforschung keineswegs. Aber wenn davon ausgegangen wird, dass Migrationstheorien heute besser seien und mit heutigem Kenntnisstand auch Vergangenes problemlos verstanden werden könnte, dann entsteht der Bruch. Auf der einen Seite steht universale, die Realität abbil-

dende Theorie (Soziologie), und auf der anderen Seite betreiben Historikerinnen und Historiker die Rekonstruktion von eventuell ‚falschen‘, abgelaufenen Deutungsmustern.

Eine solche Sicht reicht für den empirischen Austausch meist aus, doch im Hinblick auf den interdisziplinären theoretischen Austausch sollte die Diskussion an den radikalen Konstruktivismus anschließen. Dieser zeigt deutlich, dass Soziales nicht hintergebar ist und eine Unterscheidung zwischen realer oder konstruierter Welt nicht so einfach zu haben ist. Die Existenz einer externen – in der Umwelt der Systeme liegenden – Welt kann weder geleugnet noch bestätigt werden, doch erkenntnistheoretisch betrachtet bleibt es irrelevant hier zu unterscheiden. Im Migrationskontext kann dieser Streit an dem extremen Fall des Todes bei Grenzübertritten verdeutlicht werden. Migranten, die beispielsweise bei der gefährlichen Passage in der Straße von Gibraltar ums Leben kommen, bedeuten für die Gesellschaft so lange nichts, bis sie nicht durch Kommunikation in der Gesellschaft auftauchen. Der körperliche Tod in der realen Welt ist für die Gesellschaft ein Umweltereignis, welches erst durch die Wahrnehmung und anschließende Kommunikation, gewissermaßen durch das Auftauchen der jetzt sichtbaren Wasserleiche, zu einem Ereignis wird. Solange das nicht passiert, also weder das Vermissten im Heimatkontext kommuniziert wird noch die Todesnachricht erscheint, „ist Migration sozial nicht geschehen“ (Bommes 1999: 27). In diesem Licht können folglich auch die zeitgenössischen Verständnisse von Migration nicht frontal als falsch oder einfach überholt betrachtet werden. Es sind Deutungsmuster, Beschreibungen oder Skripte, die, wie Bade selbst notiert, wanderungsbestimmende Kraft entfalten konnten. Ein Auseinanderklaffen zwischen Semantik und Strukturen ist aber kein Sonderfall der Geschichte, sondern alltäglich zu beobachten. Für die Geschichtswissenschaft bedeutet das, dass sie sich weiter an der Vielfalt orientieren kann oder auch nicht, doch es ist zweifelhaft und unnötig, diese Trennung restriktiv und exklusiv zu formulieren. Ganz im Gegenteil kann die Rede von so etwas wie Wanderungsfieber oder Zugvogelwut die aktuelle Debatte um Transnationalität bereichern, zumal der Streit zwischen Migranten und Sesshaften in unterschiedlichen Konstellationen ein Dauerthema ist.

Es grenzt an Ironie, dass diese Problematik bei Bade selbst zu Enttäuschungen führt. Ironisch deshalb, weil Bades Forschungsprogramm für die historische Migrationsforschung in letzter und strenger Konsequenz zwar ein klares Alleinstellungsmerkmal hervorbrachte, doch mit der gleichen Konsequenz zu den von ihm beklagten Mängeln und Defiziten führt – oder wie anders ist die folgende Bemerkung zu verstehen? „Eine modernen Forschungsansprüchen genügende Weltgeschichte der Wanderungen mit synthese-orientierten Leitaspekten und integral interpretierendem Zugriff blieb aber aus, während die Zahl von historiographischen Studien und Sammelbänden zu Einzelaspekten deutlich wuchs“ (Bade 2004 [2001]: 40). Als wesentliche Arbeiten, die dieses Defizit zu überwinden versuchen und modernen Forschungsansprüchen genügen, erkennt er nur de-

ren drei: das Werk von Dirk Hoerder (2002a), das von Leslie Page Moch (1992) und sein eignes (Bade 2002).

Damit sind einige Schwierigkeiten im Kontakt mit der Geschichtswissenschaft benannt und auf die transnationale Frage bezogen worden. Erneut hat sich gezeigt, dass holistische Migrationskonzepte Forschungsinteressen bei allen Disziplinen erwecken und der laute Ruf nach Interdisziplinarität und Internationalität sich hier voll entfalten kann. Aber es wurde zu selten oder folgenlos über disziplinäre Verankerungen und die Bedingungen interdisziplinären Austauschs nachgedacht.

### **Kritikappeal und doch keine gute Lösung – strukturelle Bedenken**

Wie bereits geschildert, wurden manche Migrationsmuster als neu bewertet und geschlussfolgert, dass neue Migrationstheorien nötig seien. Nicht selten wurden die Beschreibungen von Personen erstellt, die selbst migrante Erfahrungen besaßen oder es wurden Themen besetzt, die zuvor nur als Marginalien in den Sozialwissenschaften galten (vgl. z. B. Bhabha 2000; Appadurai 1998b; Zaimoglu 1999; Tuschick 2000; Korte/Sternberg 1997; Kureishi 1990). Dem Unbehagen mit kodiertem Wissen wurde Nachdruck verliehen, indem man an Neologismen nicht sparte. Begriffe wie ‚transnational‘, ‚plurilokal‘, ‚entterritorialisiert‘ legten wenig Wert auf Diskussionen mit etablierten Weltansichten. Sicherlich war diese Radikalität nötig, um der Gefahr zu entgehen, allzu schnell wieder in den sozialwissenschaftlichen Konsens eingebunden zu werden und dennoch ist die Diskontinuität zu bedauern. Mit Foucault gesprochen sammelten Forscherinnen und Forscher bis ins Unendliche etwas zusammen und trennten es, häuften die verschiedenen Ähnlichkeiten auf, zerstörten die evidentesten und verstreuten die Identitäten (1974 [1966]: 21). Aber kann es nicht sein, dass mit den Situationsbeschreibungen, in denen Migranten zu Protagonisten wurden, vor allem ein Lebensgefühl erfasst wurde, das für die Bewohner von Millionenstädten zur Normalität geworden war? „Contemporary US urban space of late capitalism is ‚decentered‘, ‚deconcentrated‘, and ‚polynucleated‘“ (Kearney 1995: 552) war dann zu lesen und kaum einer möchte da widersprechen.

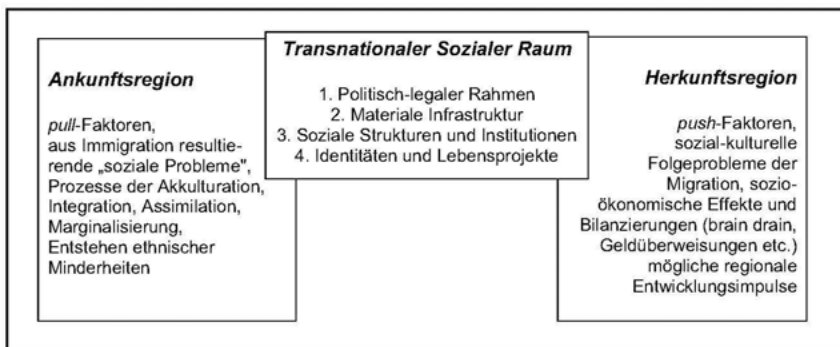
Nach der Verstörung wurden Konzepte mit einem deutlich umfassenderen Geltungsanspruch entwickelt. Migrationsforscher wendeten sich nicht mehr allein gegen nationale, räumlich begrenzte und holistische Gesellschafts- und Kulturkonzepte, sondern versuchten Alternativen zu entwerfen. Sie profitierten noch immer vom Kritikappeal, doch die Lösungen blieben unbefriedigend. Die theoretische Frage, wie eine Gesellschaft intern beschaffen ist, damit ‚Transnationalität‘ überhaupt zu einem bemerkenswerten und zugleich möglichem Phänomen werden kann, ist weitgehend unbefriedigend beantwortet worden.

Und so geht es zunächst um eine Kritik an den Konzepten, mit denen zukünftig Migrationsforschung betrieben werden soll. Inmitten der Konzeptvielfalt fallen zwei Kategorien ins Auge, die sich angesichts ihrer holistischen Konnotation

nen eigentlich verbieten müssten: *Raum* und *Gemeinschaft*. Pries spricht von der Herausbildung transnationaler sozialer Räume, die sich zwischen der Ankunfts- und Herkunftsregion aufspannen würden und von neuen sozialen Wirklichkeiten in diesen Räumen. Die neuen sozialen Verflechtungszusammenhänge würden sowohl die Auswanderungsregion als auch die Ankunftsregion qualitativ transformieren (1996: 460). Bei Glick-Schiller, Basch und Blanc-Szanton ist von einer neuen Migrationspopulation die Rede, die Gast- und Heimatland in einem „single social field“ verbänden (1992: 1). Dabei beziehen sie und andere sich oftmals auf Kronzeugen mit Reputation, welche die Bedeutung von Raum betonen. Masseys (1999: 159) Feststellung von einem Gezeitenwechsel bezüglich Raumkonzeptionen wird ebenso regelmäßig erwähnt, wie Kearneys Rede von einer Neukonfiguration der Weltansichten auf Raum und Zeit (1995: 549) oder Albrows Behauptung, dass Globalität einen anderen Bezugsrahmen erzeuge und die Zeitproblematik durch die Raumproblematik ersetzt werde (1998a: 425). Bells Prognose, dass der Nationalstaat zu klein für die großen Probleme und zu groß für die kleinen Probleme werde (1987: 13f.), passt ebenso dazu wie Giddens These, dass der Ort unter Modernitätsbedingungen in immer höheren Maße phantasmagorisch werde, und dass Schauplätze von entfernten sozialen Einflüssen ebenso wie von Anwesendem strukturiert werden (1999 [1990]: 30).

Diese wechselseitigen Bestätigungen von semantisch und syntaktisch anspruchsvollen Texten sowie die wiederkehrenden Verweise auf Alltagserfahrungen haben zu Selbstläufern geführt, über deren strukturelle Aussagen nicht weiter zu rasonieren war. Ähnlich der Problematik von historisch-holistischen Definitionen zeigt sich, dass es vergleichsweise ungeschickt ist, wenn die Lebenswelt samt ihrer Beschreibung korrekturlos als begrifflicher Ausgangspunkt für die Theoriebildung verwendet wird. Auch in der Grafik von Pries ist dieses Problem zu erkennen.

Abbildung 2: Auf Transnationale Soziale Räume fokussierte Migrationsforschung (Pries 1996: 466)



Die Grafik löst zunächst die alte Spannung zwischen Alltagsverständnis und wissenschaftlichem Verständnis auf, indem sie Typologien entwirft. Diese Typologien gelten als zweite Ordnung der Welt, sollen nachzuvollziehen und zu überprüfen sein (vgl. Schütz 1971b; Hitzler/Honer 1997). Dieser Erkenntnisweg ist mancher Kritik zum Trotz in der wissenschaftlichen Gemeinschaft anerkannt. Entscheidend ist, was mit der Rede von transnationalen sozialen Räumen erfasst werden kann und was nicht. Zunächst ist anzuerkennen, dass weder Pries noch andere einen physisch-materiellen Raum mit deterministischen Zügen im Sinn haben. Dennoch geht mit der prominenten Stellung von Raum oder Feld mehr verloren, als die Metapher einträgt, weil sie zwei Kardinalprobleme mitbringt. Räume werden letztendlich *externalisiert* und *singularisiert*.

Gleichwohl Raum als sozial konstruiert gilt, bleibt er im Rahmen des Sozialkonstruktivismus ein der Gesellschaft *externer* Raum. Er bleibt extern, obwohl ihm keine Wirkungskraft mehr zugeschrieben wird und man sich von einem kruden Geodeterminismus erbost absetzt. Wenn es heißt, dass moderne Gesellschaften zunehmend unabhängig von räumlichen Grenzen operieren, oder dass sie Räume neu strukturieren, dann schwingt noch immer mit, dass es den einen Raum gibt und wir nur unterschiedlich auf ihn blicken, dass also die verschiedenen Raumperspektiven und Raumtheorien nur unterschiedliche Klärungsversuche eines einzigen existierenden Raumes sind (Hard 2003 [1977]: 24ff.; Miggelbrink 2002). Insgesamt bleiben diese Betrachtungen unentschlossen, weil sie nicht klar zwischen der Verwendung eines Begriffes (also einer semantischen Begriffsklärung) und dem Sachverhalt (also einer Strukturklärung) differenzieren. Es ist eine Sache zu klären, wie heute von Raum in der Gesellschaft gesprochen wird, aber es ist eine andere Sache zu untersuchen, welche Bedeutung Raum für den Strukturaufbau der Gesellschaft hat. Solange Raum diffus *externalisiert* wird, verliert die Diskussion ihre Anschlussfähigkeit. Sie ist, um Beispiele zu nennen, nicht mehr mit den Erkenntnissen des radikalen Konstruktivismus zu versöhnen, aber auch nicht mehr anschlussfähig an Klüters Raumabstraktionen (1986). Selbst zu Werlens handlungstheoretischem Entwurf werden die Verbindungen gekappt (1997; 1999).

Die angesprochene *Singularisierung* oder auch *Individualisierung* des Raumes fügt sich in dieses Bild, weil außerhalb der Gesellschaft nur ein Raum zugelassen wird. Die Ausgangsbeobachtung, dass verschiedene Akteure transnational agieren, setzt unterschiedliche (nationale) Räume in schematische Gegensätze zueinander. Statt Singularisierung könnte man auch von räumlichen Entitäten sprechen, denn der Plural bei transnationalen sozialen Räumen ergibt sich aus dem Plural der Nationen. Letztendlich wird ein einziger Raum eingeteilt. Die ‚emergente‘ Ordnung bei Pries ist analog dazu konzipiert. Die verschiedenen Akteure bringen *nicht je verschiedene* Räume oder Felder hervor, sondern jeweils nur einen sozialen Raum, ‚a single social field‘ etc. Wenn es heißt, dass Sozialräume und flächenextensionale Räume auseinander fallen, dann gibt es eben immer noch den flächenextensionalen Raum. Der Plural bei Sozialräumen bezieht

sich lediglich auf die Tatsache, dass es mehrere Ziel- und Herkunftsregionen gibt. Für den Fall der Migration zwischen Kroatien und Deutschland ist aber nur *ein* transnationaler sozialer Raum vorgesehen (so es denn in diesem Fall auch Transmigranten gibt). Moderne Prozesse der Mobilität, zum Beispiel internationale Tourismusströme, global operierende Unternehmen oder auch Migrantennetzwerke werden als wichtige Stränge bezeichnet, entlang derer transnationale soziale Räume wachsen, sich verdichten (Pries 1996: 467) – und sich folglich als Einheiten herausbilden und abschließen.

Diese Raumkonzeption und die Bevorzugung der Raumdimension als Leitdifferenz für gesellschaftliche Entwicklung ist wenig plausibel, subsumiert andere wesentliche Differenzierungsformen der modernen Gesellschaft und hat fatale Folgen. Die Vorstellung von transnationalen sozialen Räumen erbt die Fallstricke eines methodologischen Nationalismus. Dazu kommt es, weil einzelne Raumabstraktionen, Raumkonstruktionen oder Regionalisierungen (die Wortwahl ist an dieser Stelle gleich, denn die Beobachtungen können potenziell mit all diesen Konzepten gefasst werden) vorschnell zu einem Behälterraum stilisiert werden, ohne dass ein Beobachter genannt werden würde. Ob es sich nun um die Raumabstraktion eines Individuums, um die politisch gewollte Ausweitung bestimmter Rechtsgarantien oder um transnational organisierte Kirchenbistümer handelt, bleibt unklar. Um die Grenzen des singulären transnationalen Raumes zu bestimmen – und nur wenn die Raumgrenzen zu bestimmen sind, ist es sinnvoll von ihnen zu sprechen –, müsste nun der Bezug auf eine Systemreferenz erfolgen. Es ist schwer vorzustellen, dass alle Systeme die gleichen Raumgrenzen haben. Die hohe Deckungsgleichheit unterschiedlicher Systeme, wie sie der Nationalstaat lange kannte, steht aber gerade zur Disposition, muss vielleicht gar als ein Sonderfall der Geschichte betrachtet werden. Wie kann aber die Grenzbestimmung des transnationalen Raumes versucht werden? Man könnte auf Machtprozesse verweisen, doch auch hier wird es schwierig, zumindest dann, wenn man nicht mit einem kontextlosen Machtbegriff operieren möchte. Wer aber sollte Migranten die Grenzen ihres Raumes vorschreiben? Dies, aber sofort ist der Kontext genannt, wird ansatzweise im Rahmen der politisch geregelten Staatsbürgerschaft getan. Doch selbst hier bröckelt die Machtdurchsetzung, weil zunehmend mehr Rechte auch ohne formale Staatsangehörigkeit gewährt werden. Die holistische Grenzbestimmung des transnationalen sozialen Raumes ist ebenso absurd wie die Suche nach sedimentgleichen Ablagerungen von politisch-legalen Rahmungen, materialen Infrastrukturen, sozialen Strukturen und Institutionen sowie Identitäten und Lebensprojekten *im* transnationalen sozialen Raum.

Insgesamt erfährt die Raumdifferenz zuviel Prominenz. So wie der Marxismus die Konfliktlinie in der Stellung im Produktionsprozess zu *der* zentralen sozialen Konfliktlinie ausbaut, versuchen transnationale Migrationsforscher die Konfliktlinie zwischen Mobilien und Sesshaften als Grundlage einer neuen Theo-

rie zu verwenden.<sup>31</sup> Auf diesem Weg werden nicht die Raumabstraktionen pluralisiert, sondern altbekannte Containerräume beliebig vervielfältigt. Die Leitdifferenz Raum verfängt sich, wenn Forschungsthemen und -fragen zu entwickeln sind, also wenn an die Theorie die Minimalanforderung gestellt wird, weiteres Forschen anzuleiten und Fragen aus der Theorie heraus zu gewinnen. Ein Call for Papers der Ad-hoc-Gruppe ‚Biografien, Karrieren und Identitäten transnationaler Migranten‘ des 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie illustriert die Problematik:

„Für [...] ‚Expats‘ ist die Erfahrung der wechselnden und vorübergehenden Auslandsaufenthalte zu einem wesentlichen Teil ihres Lebens, wenn nicht zu ihrem Leben selbst geworden. Dabei handelt es sich sowohl um die neuen globalen Eliten, die Stars aller Genres und Professionen als auch die Mitarbeiter transnationaler Organisationen, der nationalen Regierungen ebenso wie der internationalen NGOs, der transnationalen Unternehmen ebenso wie der internationalen Entwicklungs- und Katastrophenhilfe. So unterschiedlich die Tätigkeiten von international mobilen Missionaren und Soldaten, Managern und Diplomaten, Geschäftleuten und Entwicklungshelfern, Wissenschaftlern, Journalisten und Entertainern auch sein mag, so teilen sie alle Erfahrungen der vorübergehenden und wechselnden Auslandsaufenthalte. [...] Die internationalen Karrieren und transnationale Migration dieser Menschen trägt ganz wesentlich zur Konstitution eines transnationalen Raumes und einer wie auch immer imaginierten Weltgesellschaft bei.“<sup>32</sup>

Lässt sich *strukturelle* Beliebigkeit eindrücklicher als in diesen verschwurbelten Sätzen beobachten? Raum ist hier ein von *vielen* Migranten prallvoll gefüllter Container. Es kommen alle vor, die sich einmal über eine Grenze bewegt haben und wer kommt dann heute nicht vor? Um nicht doch noch jemand auszuschließen, wird eine ‚wie auch immer imaginierte Weltgesellschaft‘ gleich miteinbezogen. Das ist keine Aussage gegen stimulierende Vergleiche, denn es ist immer wieder spannend zu sehen, wie unterschiedlich zum Beispiel der Aspekt der Flexibilität bei hochbezahlten Managern im Gegensatz zu ‚Illegalen‘ bewertet wird (z. B. Valenzuela 2001). Doch hier stellt sich das Problem, dass erst mühsam definiert werden muss, was Soldaten und Missionare gemeinsam haben oder nicht. Der

31 Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Rhetorik von einem oben und unten in der transnationalen Migrationsforschung (z. B. bei Smith/Guarnizo 1998), die primär an einer vertikal ungleich strukturierten Gesellschaft ansetzt und diese Differenz als Leitdifferenz verwendet. Die Perspektive von einfachen Migranten wird Globalisierungstreibern entgegengesetzt. Nichts gegen Forschungen die eindrücklich zeigen, unter welchen Bedingungen das ‚Bodenpersonal der Globalisierung‘ (Hess 2002) arbeiten muss. Nur ein Tor könnte bestreiten, dass es keine Ungleichheiten gibt, doch auch hier ist einzuwenden, dass die moderne Weltgesellschaft nicht allein ungleich strukturiert ist.

32 Der Aufruf folgte der Sitzung der genannten Ad-Hoc Gruppe auf dem Kongress in München vom 4.-8.10.2004 und warb für den Sammelband mit dem Arbeitstitel ‚Internationale Karrieren und transnationale Migration: Biografien, Lebensweisen und Identitäten‘.

von transnationalen Ansätzen unterbreitete Vorschlag bleibt strukturell schwach und kann mit dem opaken Begriff des Sozialraums keine weiterführende Forschungsprogrammatische entwerfen. Mit dem Raumbegriff kann der verworfene nationale Gesellschaftsbegriff nur metaphorisch, aber nicht strukturell ersetzt werden.

## Die geografische Stimme im interdisziplinären Dialog

Die Vokabel ‚transnational‘ hat sich auch in der Geografie niedergeschlagen und im Jahr 2000 erstmals unter dem Stichwort ‚transnationalism‘ als autoritatives Wissen Eingang in das ‚Dictionary of Human Geography‘ (Mitchell, K. 2000) gefunden. Während die Soziologie sich mehrheitlich den sozialstrukturellen Folgen von Migration widmete, interessierten sich Geografen traditionell stärker für den ‚eigentlichen‘ Migrationsprozess im Sinne einer Wanderung. Eine fachspezifische, tiefenscharfe Bohrung in die Substanz der geografischen Migrationsforschungen soll dies nun zeigen. Die Bohrspitze, soviel ist sicher, wird auf Verwerfungen und Mängel in der Substanz stoßen. Wieso aber noch bohren, wenn der Bohrkern kaum neue Erkenntnisse für zukünftige Theoriebildung verspricht? Die Antwort liegt in der Paradoxie der Situation, denn der schwammige Bohrkern hat einen beachtlichen Erfolg. Wird er im Lichte der harten und klar formulierten Kritik betrachtet, so möchte man sich sofort abwenden. Aber so kritikresistent und theoretisch regressiv der Bohrkern auch ist, gemessen an Publikationen kann er als Erfolgsmodell betrachtet werden. Abermals verbietet es sich, die Probleme frontal anzugreifen und aus dem Erkennen von Mängeln den vorschnellen Schluss zu ziehen, den Kern für immer und ewig verwerfen zu wollen – er käme ganz gewiss wieder. Wenn die Wiederkehr so gewiss wie die Kritik an ihr ist, dann muss die Kritik umstellen und versuchen einen Wechsel von der Frage ‚Was-ist-falsch?‘ hin zur Frage ‚Wie-funktioniert-die-Logik?‘ zu vollziehen. Es gilt zu verstehen, weshalb die Mängel auftauchen, welchen Reiz sie besitzen und wie sie es schaffen, uns immer wieder aufs Neue in ihren Bann zu ziehen. Aus dem Bohrkern werden einige zentrale Stellen untersucht. Die Kategorie Raum, eine Zentralstelle für den Theorietransfer, wird zuerst untersucht. Danach folgen die Bereiche Wanderungsströme und Segregation.

**Gewinnt Raum an Bedeutung? Und wenn ja auch die Geografie?**

Die Konjunktur des Begriffes ‚Raum‘ samt seiner Derivate ist für die Geografie ein willkommener Selbstbestätigungseffekt, da sie fachkonstitutiv das Konzept Raum gegenüber anderen Konzepten wie beispielsweise Klasse oder Schicht bevorzugt. Und diese Präferenz vollzieht sich ungeachtet der Folgeprobleme, die zu den erwähnten strukturellen Defiziten in der Theorie führen. Die Konjunktur von Raumkategorien als charakteristisches Merkmal der transnationalen Diskussion erfüllt vorderhand jeden Geografen mit Stolz. Doch schnell macht der Stolz

einer Verwunderung Platz, weil erkannt werden muss, dass die Konjunktur keine Zuwendung zu geografischen Texten nach sich zieht und die Diskussion mehrheitlich ohne Geografen stattfindet.

Zum Phänomen ‚Raum ohne Geografen‘ kommt es, weil das Gros der theoretischen Fassungen des Themenkomplexes Raum sowohl in den Nachbardisziplinen als auch in der Geografie nicht so subtil und diffizil ist, als dass nicht binnen kurzer Zeit ein wissenschaftlich ertragreiches Reflexionspotenzial zu erreichen wäre. Es geht offensichtlich ohne Geografen. Ob zu Recht oder Unrecht, in ihrem Stolz sind sie verletzt und aus Sorge um die Stellung des Faches folgen Warnhinweise. Etwa dass in dem ‚Handbuch der Kulturwissenschaften‘ unter 96 Autoren kein einziger Geograf sei.<sup>33</sup> Die missliche Lage der deutschsprachigen Geografie samt ihrer Sorgen ist damit kurz beschrieben, das Faszinosum Raum aber noch nicht entschleiert. Es taucht als Schlagwort in dem erwähnten Handbuch auch auf und ohne um den Eintrag zu wissen, erschließt sich aus der Rezension durch Paraphrase des Löwschen Eintrags die Fatalität der Diskussion: „Der Raum bietet keine schützende Hülle mehr. In ‚hochmobilen Gesellschaften‘ konstruiere das Individuum eigene Räume aus unterschiedlichen Lokalitäten. Viele kennen das aus ihrem Alltag“ (Doering-Manteufel 2005: 16). Es sind die letzten sechs, vermutlich en passant geschriebenen Wörter, die einen mit Freud und Leid geografischer Forschungen konfrontieren. Löw thematisiert Fragen, die transnationalen Forschungen bekannt sind, ihr Eintrag scheint nicht nur die Zustimmung der Rezensentin zu finden, es wird sogar postuliert, dass das Gefühl vielen bekannt sei. Das ist sicher nicht nur die Wiederkehr des alten sozialwissenschaftlichen Problems, dass verstörende Ergebnisse von Laien nicht geglaubt werden und triviale Ergebnisse mit dem Hinweis des Bekannten allenfalls Kopfschütteln ob der akademischen Anstrengungen hervorrufen. Wenn das Reflexionspotenzial über Raum und sein Auftreten in der Gesellschaft auf dem aktuellen Niveau verharrt, dann geben die sechs Worte eine Antwort auf die Frage, warum es keine Geografen braucht, um solche Erkenntnisse zu formulieren – Laien könnten gleiches verfassen, berichteten sie aus ihrem Alltag. Es wird auch verständlich, warum transnationale Forschungen und die Rede von transnationalen Räumen so eingängig, faszinierend und somit erfolgreich sein können. Die Rede schließt fast nahtlos an Alltagserfahrungen an und kann sich bei zeitgenössischen Forschungen schon allein deshalb stets als taufrisch präsentieren, weil die Semantiken der Gesellschaftsbeschreibungen einem kontinuierlichen Wandel unterliegen. Die Anschlussmöglichkeiten von Alltagserfahrungen und das Gefühl schon automatisch um das Problem zu wissen, werden gewöhnlich kritikfrei akzeptiert, wie Hard schon in einem anderen Kontext erkannte:

---

33 Heiner Dürr auf der Tagung ‚Neue Kulturgeographie II: Sprache & Zeichen – Macht & Raum‘ vom 28.-29. Januar 2005 in Münster, Tagungsabstracts oder Dürr (2005).

„Heute wird dieser Pool [des common sense, der Alltags- und der Bildungssprache] nicht selten auch unter den Fahnen der Inter-, Multi- und Transdisziplinarität angezapft; wo immer die spezialistisch-disziplinären Kompetenzen schon verständigungshalber oder auch nur zum Zweck einer wirkungsvollen Anfangsrhetorik auf den gebildeten common sense hin verdünnt werden müssen, da steigt die Wahrscheinlichkeit des Räumelns [...]. Das gilt für Fälle von Ein-Mann-Interdisziplinarität oder von innerdisziplinärer (innerfachlicher) Interdisziplinarität. Auch Graduiertenkollegs dürften günstige Nährböden für dergleichen intellektuelle Regressionen sein.“ (Hard 2002 [1999]: 275f.)

Eine Kritik, die nicht in Bausch und Bogen auf alles zu übertragen ist, zumal innerhalb und außerhalb der Geografie ‚Raum‘ so verwendet wird, dass adäquat an sozialwissenschaftliche Theorien angeknüpft werden kann. Aber die Kritik zeigt überdeutlich, dass Raumbegriffe in unterschiedlichen Kontexten auftauchen und dort bestimmte Funktionen erfüllen (vgl. Hard 2003 [1977]). Vielfach wird Raum reduktionistisch verwendet und im Fall der transnationalen Diskussion scheint seine Funktion anscheinend darin zu liegen, als Einheitssemantik Sinn zu stiften. Raum und ähnliche moderne Einheitskonzepte (Subjekt, Vernunft, Nation, Volk, Gemeinschaft etc.) müssen folglich als semantische oder ideologische Konzepte *von der Theorie her* plausibel situiert und erklärt werden. Solange sich die Theorie auf solchen Einheitsbegriffen ausruht und ihren Begriffsapparat auf ihnen aufbaut, bleiben die Probleme des Reduktionismus bestehen und eine Unzahl von unhaltbaren Brüchen muss in den Texten verdeckt werden. Weil die Brüche mitunter schnell auffallen, bedarf es einer Verdeckungs- und Glättungsstrategie. Die Brüche und Klüfte schließen sich, wenn unter der Hand auf die Alltags-, Literatur- und Bildungssprache zurückgegriffen werde (Hard 2002 [1999]: 270). Dabei plausibilisiert sich der Rückgriff auf die Register der Alltagssprache oftmals von selbst. Man verwendet eine Sprache, die man im Forschungsprozess mit Sicherheit wieder finden wird. Man wird zudem feststellen, dass im Forschungsfeld Alltagswissen vorhanden ist, das im Großen und Ganzen jeden Tag funktioniert, weil hier eine Realität vorgefunden wird, die ihre eigene Selbstbeschreibung schon hervorgebracht hat und an diese glaubt. Sicher, nicht mit jedem Zitat aus der Literatur oder dem Alltag werden Brüche und Klüfte gekittet. Vorsicht ist aber spätestens dann geboten, wenn belletristische Figuren den wissenschaftlichen Artikel begleiten. Es ist ein plausibles und viele ansprechendes Verfahren, Begriffe wie ‚plurilokal‘, ‚transterritorial‘ und viele andere aufzugreifen, weil die Termini persönliches Unbehagen in modernen Zeiten aufgreifen. Gut und Böse werden im Modus der moralischen Kommunikation gegeneinander ausgespielt. Ein Kommunikationsmodus, bei dem stets die gesamte Person auf dem Prüfstand steht und die sozial präferierte Seite so klar und eindeutig ist. Ist das so? Es ist sogar sehr oft so: David Ley (2004) nutzt Tom Wolfes (1988) Börsenmakler Sherman McCoy aus ‚The Bonfire of the Vanities‘ als Leitfigur in einem Artikel, um auf die Praktiken von ‚transnational businessmen and cosmopolitan professionals‘ hinzuweisen. Dürschmidt hingegen blickt

nicht auf Spitzenverdiener, sondern auf einfache Globalisierungsakteure und verweist auf Hanif Kureishis ‚The Buddha of Suburbia‘, um zu illustrieren, dass die Belletristik uns ebenso viele Erkenntnisse über „extended milieux in a global environment“ lehrt wie die Wissenschaft (1997: 57). Es ist eine verlängerbare Liste, bei der vortreffliche Forschungsstimuli ebenso wie poröse und leicht angreifbare Aussagen zu finden sind.

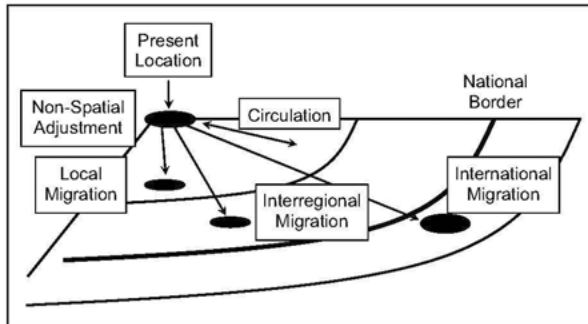
## Schwerpunkte geografischer Migrationsforschungen

Eine hier mehrfach geäußerte These lautet, dass die interdisziplinäre Ausrichtung der Migrationsforschung eine disziplinäre Spezialisierung behindert und reisende Theorien Transitionen suggerieren, die nicht in jedem Fach nötig sind. Sollte eine Wende dennoch gefordert, eingeleitet oder postuliert werden, so drohen Regressionen, da das Unbehagen nicht eigendisziplinär begründet ist, sondern auf fremddisziplinären Schwierigkeiten beruht. Gewährleistet die Thematisierung von Identität und Transnationalität in der Geografie also den Anschluss an die allgemeine Diskussion oder ist diese Ergänzung überflüssig? Um dies besser einzuschätzen, bedarf es eines kleinen Rückblicks. Dieser Rückblick klammert Randbereiche aus und fügt einzelnen Themengebieten eventuell Unrecht zu. Er erkennt zwei wesentliche Forschungsgebiete. Wenn Geografen sich Migrationen und Migranten widmeten, dann untersuchten sie entweder Bevölkerungsbewegungen – Migration und Mobilität – und lehnten sich dabei stark an die Demografie an oder sie richteten den Blick auf die Folgen von Migration in Großstädten, schauten dort auf urbane Konflikte und auf Segregationsphänomene. Diese beiden Bereiche können als klassische Themen geografischer Migrationsforschungen gelten und dies nicht deshalb, weil ihre Protagonisten regelmäßig zitiert und ihre Begrifflichkeiten verwendet werden, sondern weil die hier aufgeworfenen Fragestellungen für das Fach konstitutiv sind und die Überwindung ihres paradigmatischen Zugriffs kaum möglich ist. Ohne Blickveränderungen können zwar noch Prozesse und Veränderungen innerhalb dieser Perspektive registriert werden, nicht aber neue, darüber hinausgehende Einsichten.

Der *erste klassische Forschungsschwerpunkt* geografischer Arbeiten blickt auf den eigentlichen Prozess und Akt der Wanderung. Da Wanderungen per Definition mit einem körperlichen Wechsel von einer politisch-administrativen Raumeinheit in eine andere verbunden sind, macht es sich die Geografie vergleichsweise einfach, ihr Forschungsinteresse zu begründen. Sie übernimmt letztendlich diese perspektivische Setzung und fragt nicht weiter nach einer disziplinären Forschungslegitimation. Raum und Körper werden so real imaginiert, dass die zugrunde liegenden Konstruktionen (der Welt, der Personen, des politisch segmentierten Raums) nicht weiter thematisiert werden. Folglich ähneln geografische Arbeiten in diesem Bereich einer Orientierungswissenschaft. Die Frage, ob es sich bei der Aufbereitung von Wanderungsdaten um Wissenschaft oder nicht handelt, wird dabei noch nicht einmal berührt. Vielleicht ist das auch

der versteckte Erfolg der Geografie. Vielleicht hat sie beim Vermessen und Ordnen der Welt so gute Arbeit geleistet, dass ihre Leistung nicht mehr als bemerkenswert gilt. Das Orientierungspotenzial geografischer Kartierungen und Typisierungen ist jedenfalls groß. Startpunkt *und* Ergebnis dieser Arbeiten sind Ordnungsgrafiken.

Abbildung 3: *Alternative Time-Space Mobility Patterns* (Malmberg 1997: 26)



Nun ist es leicht zu kritisieren, dass solche Grafiken eine undifferenzierte Reproduktion von politisch-administrativen Räumen beinhalten. Aber diese Kritik bleibt letztendlich im gleichen Beobachtungsrahmen. Normative Alternativbeurteilungen, die aus rigiden Grenzpolitiken eventuell resultierendes Elend anklagen, betonen eben nur die negativen Folgen dieser Ordnung, welche die Geografie mitgeschaffen hat. Sowohl Affirmation als auch Negation stehen gefährlich nah an ihrem Gegenstand. In dieser Nähe sind sie zu selten in der Lage hinreichend zu bestimmen, welche Grenzen genau überschritten werden und welche Bedeutung dies für wen hat. Die forschungsleitende Frage auf der territorialen Folie lautet, wer, warum, woher und wohin wanderte und welche räumlichen Differenzierungen als Grund und Folge dieser Wanderungen auszumachen sind. Um dies zu beantworten, versuchten Nachkriegsforschungen, inspiriert von nomothetischen und positivistischen Ideen, adäquate Konzepte und Modelle zu entwickeln. Produkte dieser Forschungsrichtung und nachfolgender Variationen sind Push-Pull-Konzepte, Gravitationsmodelle oder die Zeitgeografie von Hägerstrand. Der heutige Umgang mit ihnen ist paradox: „Although this model [the push-pull-model] has been strongly criticised, it has maintained its important position in geographical textbooks, for instance, due to its simplicity and internal logic“ (Malmberg 1997: 29).

Viel unentschlossener kann sich eine theoretische Diskussion kaum zeigen. Push-Pull-Konzepte können auf einer hohen Aggregatsebene internationale Migrationen noch recht schlüssig erklären, doch sie versagen bei vielen anderen Punkten und wurden zu Recht ausreichend und detailliert kritisiert. Gesetzmäßigkeiten im statistischen Sinn sind kaum von den Modellen zu erwarten und so

könnte man annehmen, dass sie als Thema in den Bereich Disziplingeschichte verschoben oder nur noch hochselektiv behandelt werden. Doch genau das geschieht nicht. Ausgerechnet aufgrund ihres simplen Charakters und ihrer internen Modellogik bleiben sie den Lehrbüchern erhalten und werden, um die Widersprüchlichkeit noch zu steigern, selbst bei Malmberg als geografischer Beitrag für die interdisziplinäre Migrationsforschung eingeführt, die folglich von außen als nicht besonders leistungsfähig wahrgenommen wird.<sup>34</sup> Allerdings ist die Theorieferne der Geografie hier ein Glücksfall. Denn abgesehen von den Hauptvertretern dieser Modelle entzogen sich viele Geografen mit einem gesunden Menschenverstand der Gefahr der Blickverengung. Wenn Migrationsauslöser nicht eindeutig auf die Vor- und Nachteile der Herkunfts- und potenziellen Zielregion reduziert wurden, dann lag in dieser Perspektive zudem ein großer Gewinn: Es wurde ermöglicht, dass Geografen parallel auf die Herkunfts- und Zielregionen blickten. So hatte man im Blick, dass viele *nicht* wanderten, dass der Kontext Migrationsentscheidungen deutlich beeinflusst und Pendelbewegungen häufig sind (vgl. Malmberg 1997: 48). Vorteilhaft war es auch, dass die Trennung zwischen Migration und Mobilität nicht zu scharf gezogen wurde. Die Mehrheit der geografischen Migrationsforscher arbeitete mit dem Inventar und in der Logik der quantitativen Sozialforschung, orientierte sich an der Demografie und ordnete sich folglich innerhalb der Geografie der Bevölkerungsgeografie unter.<sup>35</sup> Das Hauptaugenmerk ruhte auf der Beobachtung von *aggregierten* Bevölkerungszahlen in Relation zu der Bevölkerungsentwicklung regionaler Einheiten und fand sich in enger Nachbarschaft mit den beiden demografischen Forschungsgebieten Fertilität und Mortalität. Dieser Themendreiklang aus Fertilität, Migration und Mortalität hat zumindest in Großbritannien jüngst markante Veränderungen erfahren. Die zwei Themen Fertilität und Mortalität wanderten aus dem Bereich der Bevölkerungsgeografie ab und zur in Großbritannien prominenteren Gesundheitsgeografie hin – so sie denn dort ankamen und die Bearbeitung

34 So zum Beispiel bei Pries, der der Geografie gelegentlich die Aufgabe zuweist, sie habe sich um die Lagerrelation von Dingen und Sache zu kümmern, denn „[f]ür die Soziologie sind ausschließliche Betrachtungen der Lagerrelationen von bzw. zwischen naturgegebenen Dingen weitgehend uninteressant“ (1999: 443). Dies wird in einer Endnote eingeschränkt mit dem Verweis auf Bartels, dass auch in der Geografie kein voraussetzungsloser Blick auf die Dinge möglich sei. Dennoch ist diese Schließung des Faches Soziologie insofern merkwürdig, da hier mit disziplinpolitischen Argumenten operiert wird, die in der theoretischen Diskussion über Migrationen nicht weiter führen können und trotz aller Kritik an der Interdisziplinarität in der Migrationsforschung auch den interdisziplinären Austausch nicht weiter bringen. Erwähnt sei auch, dass Pries durch diese Politik ähnliche Probleme reproduziert, über die er sich bezüglich seiner eigenen Karriere beklagt hat (vgl. „Autobiographische Erfahrungen eines ‚Heimkehrers‘“ in: Pries 1999b: 389ff.).

35 Ausdruck dieser Positionierung ist die Platzierung der Lehreinheit ‚Migration und Mobilität‘ in den Lehrbüchern zur Bevölkerungsgeografie (Leib/Mertins 1986; Bähr 1997; Kuls/Kemper 2000). Eigenständige deutschsprachige Einführungen zur Migrationsgeografie gibt es nicht.

der Themen nicht ganz aufgegeben wurde (Boyle 2003a, 2003b). Migrationsthemen gewannen hingegen relativ an Bedeutung und man trug dieser Bedeutungsverschiebung programmatisch und strukturell Rechnung. Die ‚Institute of British Geographers – Population Geography Study Group‘ änderte 2004 den Titel ihrer Zeitschrift von ‚International Journal of Population Geography‘, zu ‚Population, Space and Place‘. Die Tilgung des Wortes Geografie aus dem Titel soll mehr Anschlussfähigkeit für an Bevölkerungsthemen interessierte Autorinnen und Autoren bieten. ‚Space and Place‘ soll zugleich anzeigen, dass weiterhin räumliche Variationen zu beachten sind. Die Entwicklung der Zeitschrift muss abgewartet werden, doch es wird deutlich, dass die Forderung nach Interdisziplinarität mit einer Aufhebung der disziplinären Binnendifferenzierung eingelöst wird. Zudem sollen verstärkt Arbeiten aus dem interpretativen Paradigma Einzug finden und der Bereich der ‚cultural studies‘ wird explizit als theoretisch interessantes Feld erwähnt (vgl. Boyle/Findlay/Newbold 2004) – ein im Vergleich zur deutschsprachigen Diskussion bemerkenswerter Hinweis. Jene, die um eine Einheit der Bevölkerungsgeografie bemüht waren, bedauern diesen Vorgang (Boyle 2003b: 773).

In dem Maß wie wirtschafts- und arbeitsmarktgeografische Forschungen mit aggregierten Migrationszahlen zurücktraten (vgl. Fassmann/Meusburger 1997), kam es zu einer stärkeren Berücksichtigung von individuellen Migranten und deren Migrationskarrieren auch bei geografischen Forschungen. Paradigmatisch für einen solchen Orientierungswechsel ist etwa der Artikel von King und Mai (2004). Der etablierte Russell King, Autor einer Länderkunde Italiens und einer Studie über die Wirtschaftsgeografie Italiens, trifft hier auf den jungen Nicola Mai, der qualitativ arbeitet und von Haus aus Soziologe ist. Der Artikel beinhaltet geografisches Orientierungswissen und erweitert diese Perspektive mit ausführlichen Interviewpassagen von albanischen Migranten in Italien. Die Hinwendung zu Individuen beinhaltet aber nicht allein einen Maßstabswechsel, sondern verändert unter der Hand auch die Thematik. Untersucht wird zunehmend die Mobilität von Hochqualifizierten (z. B. Salt 1992; Freund 1998a; Beaverstock 2002, 2004; Pethe 2006) oder von Studierenden (z. B. Budke 2003; King/Ruiz-Gelices 2003; Baláz/Williams 2004). Damit erweitert sich der Blick der Migrationsforschung, doch zugleich rücken Migrationsformen in ihren Blick, die sich in einem, nicht immer reflektierten Punkt krass von Arbeits- und Fluchtmigrationen unterscheiden: Arbeitsmigranten suchen Zugang zum Arbeitsmarkt und seinen Organisationen, sie wollen also in Unternehmen inkludiert werden, ebenso wie Flüchtlinge nach Rechtssicherheit suchen und in Rechtssysteme inkludiert werden wollen. Bei Hochqualifizierten, die sich überwiegend auf unternehmensinternen Arbeitsmärkten bewegen, und bei Studierenden, die mit Stipendien und Förderprogrammen ins Ausland gehen, ist die Situation genau umgekehrt: Die vorherige Inklusion, das heißt die formale Mitgliedschaft in Organisationen, ist die entscheidende Voraussetzung für ihre Mobilität und nicht die Suche nach ihr!

Vor dem Hintergrund dieser Schwerpunkte verspricht die transnationale Perspektive eine interessante Ergänzung, ohne dass man alles Gewesene verwerfen müsste. Ergänzt man aggregierte Migrationsziffern um individuelle Migrationskarrieren und berücksichtigt die soziale Konstruktion der Welt, können sich neue Erkenntnisse ergeben. Neben anderen ist die Arbeit von Alison Mountz (2003) ein gutes Beispiel für eine solche Ergänzung. Mountz beobachtete chinesische Flüchtlinge im Moment ihrer Aufnahme in die kanadische Administration. Mountz bleibt der geografischen Vorliebe für Bewegung treu und ergänzt sie um Fragen der Kategorisierung und Immobilisierung. Sie zeigt, dass die kanadischen Behörden den Begriff ‚Bootsflüchtlinge‘ auf die Mehrzahl der Chinesen anwendeten, obwohl die Mehrzahl gar nicht per Boot, sondern mit dem Flugzeug einreiste. Die Bundesbehörde für Staatsbürgerschaft und Immigration klassifizierte die Ankömmlinge entlang eines Spektrums der Erwünschtheit. Ihr Blick in die staatlichen Exekutiven zeigt, wie der Staat sich und seine Probleme selbst reproduziert. Für die Flüchtlinge ist die Kategorisierung folgenschwer, weil die Personen entsprechend der Kategorien ‚prozessiert‘ werden, also durch staatliche Integrations- oder Abschiebungsinstanzen laufen.

Neben dem Fokus auf körperliche Wanderungsprozesse schaut die geografische Migrationsforschung in ihrem *zweiten großen Themenfeld* auf die Migrationsfolgen in Städten. Vor allem das Phänomen der residenziellen Segregation wird behandelt. Vereinerleitend ist dabei die Annahme, dass soziale Machtpositionen und Ungleichheiten sich in den räumlichen Stadtstrukturen materiell niederschlagen und zu Segregationsprozessen führen. Segregation als Zustand wiederum verursacht selbst die Reproduktion von Ungleichheiten. Die Suche nach einem mechanischen ‚tipping point‘ ist mittlerweile deutlich differenzierteren Ansätzen gewichen, die Segregationsprozesse in den theoretischen Kontext von sozialer Ungleichheit, in die Strukturen von Immobilienmärkten oder in ähnliche Kontexte einbetten (vgl. von Freiling 1982; Piguët 1994; Freund 1998b; van Kempen/Özüekren 1998; Dangschat 2000; Massey/Fischer 2000). Bisweilen einseitige, weil nur die Desintegration betrachtende Blicke haben zu negativen und vielfach kulturalistisch stigmatisierenden Darstellungen bestimmter Stadtviertel geführt. Diese öffentliche Wahrnehmung fand auch Widerhall in alarmistischen Studien über deutsche Städte (z. T. bei Heitmeyer 1998). Davon unabhängig bleibt die Frage offen, wie deterministisch residenzielle Segregation zu betrachten ist und welche Probleme tatsächlich aus ihr herrühren. Pott (2001) hat dezidiert auf die theoretischen Probleme der Segregationsforschung hingewiesen. Die soziale Konstruktion des Raums werde nicht berücksichtigt, sodass konzeptionell in einem Containerraum geforscht werde. Die Nähe zur Alltagswelt bringt es mit sich, dass die alltagsweltlichen Kategorien über benachteiligte Stadträume wissenschaftlich reproduziert werden. Eine Erweiterung und Vertiefung bei deutlicher Kurskorrektur finden Segregationsfragen derzeit im Bereich der Bildungsforschung und der ungleichen Verteilung von Migranten und Nicht-Migranten in den Schulen des städtischen Bildungsraums. Verkürzt

wiedergegeben lautet dort die Frage, wie Organisationen des Bildungssystems über lokalisierbare Adressen oder Ethnizität Ungleichheiten bei der Auswahl der Schülerinnen und Schüler fortschreiben (vgl. z. B. Oberti 1999; Pott 2002; Schroeder 2002; Radtke 2004).

Die jüngere Ausrichtung auf das Themenfeld ‚migrant business‘ erscheint vor diesem Hintergrund wie ein Ausbruchversuch aus der theoretischen Falle, ohne dass das erste Thema befriedigend bearbeitet und abgeschlossen worden wäre. Immerhin kann mit dem Thema ‚migrant business‘ an länger bestehende Diskussionen im Ausland angeknüpft werden (vgl. Barrett/Jones/McEvoy 1996; Fallenbacher 2001; Kloosterman/Rath 2001; Pütz 2000, 2003a). Die nicht-deutschen Diskussionen sind schon allein deshalb weiter fortgeschritten, weil das Phänomen dort aus strukturellen Gründen länger zu beobachten ist. Es ist überaus auffallend und bedenkenswert, dass der *Startpunkt* dieser Arbeiten ein optisches Phänomen ist. Zwar behauptet niemand, dass hier wie oft üblich „die Hegemonie des Sehens [...] den Phänomencharakter räumlicher Sachverhalte zur einfachen, binären Logik von Anwesenheit und Abwesenheit“ reduziere (Stroh-mayer 1998: 105), doch die geografische Tradition ist unverkennbar. Beim Sichtbaren zu beginnen, ist an sich kein Frevel, doch das Primat des Optischen muss für weitere Forschungen erst überwunden werden. Mit anderen Worten: Die Aufmerksamkeitshascher vietnamesischer Gemüsehändler, türkisches Reisebüro, griechisches Lokal und ähnliche sind tendenziell unergiebig für theoretisch fruchtbare Arbeiten, wenn sie Start- und Zielpunkt bleiben und an keiner Stelle systematisch als theoretisches Problem eingeführt werden.<sup>36</sup>

Mit distanzierterem Blick auf diese beiden wichtigsten Themengebiete geogra-fischer Migrationsforschungen fällt auf, dass sie fast ausnahmslos um das Thema Gleichheit|Ungleichheit gruppiert sind. Leider explizieren sie das viel zu selten. Grundsätzlich ist mit einem normativen Gleichheitspostulat ein niemals endendes Forschungsthema verbunden. Es ist zu erwarten, dass nicht bloß die Ungleichheiten fortbestehen, sondern auch Gleichheitsnormen und weil normatives Erwar-ten kontrafaktisches Erwar-ten ist, wird es nur selten durch alltägliche Normab-weichungen korrigiert. Weil der Nationalstaat und die Politik wesentlich an dem intranationalen Gleichheitsversprechen festhalten, halten auch Wanderungsfor-

36 Kann es sein, dass diese Herangehensweise für den Stand des Faches verantwortlich ist? Begriffssicherheit und Abstraktionsvermögen werden im soziologischen Studium deutlich stärker trainiert als in der Geografie. Während die Geografie ihren Gegenstand immer vor Augen zu haben glaubt, muss sich die Soziologie ihren Gegenstand viel stärker modellieren und sich des Konstruktionscharakters ihrer Theorien vergewissern. Um den Unterschied plastisch zu verdeutlichen: Thatcher konnte 1987 verkünden „there is no such thing as society“ und anschließend konnte über die politischen Implikationen gestritten werden. Die Soziologie musste sich stets mühen, ihren Gegenstand zu bestimmen. Ein Gedankenspiel – Thatcher sagt: „there is no such thing as space!“ Man kann es sich kaum vorstellen, dass dies zum geflügelten Wort einer ganzen Epoche hätte werden können. Raum ist doch sichtbar da!

scher es nicht immer für nötig, diesen Bezugshorizont zu legitimieren. Die Segregationsforscher müssen manchmal etwas mehr Worte dazu verlieren. Während die Ungleichheiten zwischen Nationen mit der Aura der Selbstverständlichkeit belegt sind, lehnen sich Segregationsforscher an die normativen Gleichheitspostulate innerhalb der Nation an. In dieser Logik leiten sie ihre Arbeiten mit Paraphrasen von politisch-normativen Forderungen ein, wie zum Beispiel das 14. ‚Amendment‘ zur US-amerikanischen ‚Bill of Rights‘, welches gleiche Rechte für alle Bürger garantiert und nach dem US-amerikanischen Bürgerkrieg ratifiziert wurde (Johnston/Poulsen/Forrest 2003). Eine Lücke zwischen den Forderungen nach Gleichheit und der aktuell ungleichen Situation ist leicht zu finden. Nolens volens territorialisiert die Wissenschaft dabei die Ungleichheitsschwelle. Die Rede von Ghettos, Slums, Favellas oder Banlieus als räumliche Indexierungen von Strukturen der sozialen Ungleichheit machen es ihnen einfach. Im Ergebnis arbeiten sie mit einer ähnlichen Ungleichheitsschwelle, wie Nationalstaaten es mit ihrem Gleichheitsanspruch nach innen tun. Ein Anspruch nach innen, der automatisch zur Institutionalisierung einer Ungleichheitsschwelle nach außen führt, die dann permanente Anreize zu grenzüberschreitender Migration schafft. Eine selbstgeschaffene Verlockung, welche die Politik zugleich eigenmächtig zu steuern versucht, indem sie die Zugehörigkeitsregeln asymmetrisch gestaltet. Sie lässt aktuell Staatsbürger leicht emigrieren, doch die Immigrationshürden liegen hoch. Die Paradoxie steigert sich, wenn erkannt wird, dass es die Asymmetrie des Staates im Umgang mit Staatsbürgern und Migranten ist, welche die Voraussetzungen für Ungleichheiten aufrechterhält. Weil nicht jeder Migrant die Staatsbürgerschaft erhält und weil der Staat selbst Inklusionshürden errichtet, sorgt der Staat dafür, dass den migranten Aufstiegserwartungen im Zielland kontinuierlich keine adäquaten Realisierungsmöglichkeiten gegenüberstehen (vgl. Stichweh 2000 [1998]: 77; Bommes 1999: 200). Diese überspitzt restriktive Formulierung verdeutlicht, dass transnationale Ansätze genau in diese Problematik hineinstoßen. Ohne das Kind stets beim Namen zu nennen, zeigen sie empirisch, dass manche Transmigranten die versperrten Aufstiegsbahnen durch ihre binationale Lebensführung zu umgehen versuchen.

Der Gleichheitsanspruch – und nicht so sehr der Gerechtigkeitsanspruch – führt stets eine ungleich strukturierte Gesellschaft mit ein, vernachlässigt funktionale Differenzierung und stößt bei Selbstbeschreibungen von Migranten regelmäßig auf Schwierigkeiten. Denn diese beziehen ihr Inklusionspotenzial wesentlich aus der Tatsache, dass sie bereit sind, die wohlfahrtsstaatlichen Inklusionsstandards zu unterlaufen (Bommes 1999: 203). Transmigranten stoßen auf Interesse, weil sie sich angeblich dauerhaft an zwei nationalen Gleichheitsstandards orientieren.<sup>37</sup>

---

37 Buffoni (1997) thematisiert in ihren Armutsuntersuchungen genau diese Frage nach dem Bezugshorizont.

Changiert der Blick nun zwischen den Themen, die bisher behandelt wurden und den Fragen, die transnationale Forschungen aufwerfen, dann werden die Hürden für die deutschsprachige Geografie deutlich. Die Hinwendung zu alltäglichen Migrationserfahrungen ist eine Ergänzung der bestehenden Perspektiven, die selbst blinde Flecken hat, aber durch ihre am interpretativen Paradigma orientierten Forschungen zu interessanten Einblicken gelangen konnte (vgl. für deutschsprachige Beiträge Müller-Mahn 2000; Bauer 2003; Pott 2004).

### Theorieimporte und Blickumstellungen – erste Antworten auf offene Fragen

An Kritik mangelte es bisher nicht. Doch nicht Tadel war das Ziel, sondern es galt die Perspektiven der unterschiedlichen Ansätze zu erkennen, um sodann Kritik in einem ursprünglichen Wortsinn zu betreiben. Das bedeutet, das Setzen von Differenzen zu benennen, dabei zu klären, was und was nicht durch diese Setzungen in den Blick gerät, um dann eventuell neue Differenzen vorzuschlagen. So verstandene Kritik geht über das Schema Affirmation[Negation] hinaus. Die Analyse der aktuellen Stärken und Schwächen der transnationalen Migrationsforschung zwingt zur bündigen Bestimmung dessen, was nun im Rahmen dieser Arbeit, aber auch darüber hinaus auf der Agenda steht. Dabei sind die Konturen eines disziplinär-interdisziplinären Vorgehens ebenso zu umreißen, wie die Schwerpunktsetzung auf individuelle Migrationsbiografien zu begründen und die Notwendigkeit von systemtheoretischen Anleihen darzulegen ist.

*Interdisziplinarität* ist für die geografische Praxis kein Novum. Als Disziplin kennt sie sich vortrefflich mit Theorieimporten aus, weiß um die Aneignung von Theorien aus Nachbardisziplinen und deren Adaption für spezifische disziplinäre Problem- und Fragestellungen – freilich ohne diesen Prozess immer zu reflektieren. Das Ausmaß der Importe reicht von Theorien mittlerer Reichweite bis hin zum Import von Großtheorien, wie zum Beispiel bei Klüter (Importeur von Luhmanns Systemtheorie) und Werlen (Importeur von Handlungstheorien) (vgl. ausführlich Schmidt 2004). In der deutschsprachigen geografischen Migrationsforschung scheint das Handelsbilanzdefizit soweit fortgeschritten zu sein, dass theoretische Debatten nicht mehr von Geografen geführt werden (können), sondern von Soziologen in geografischen Zeitschriften ausgetragen werden (müssen), wie das Beispiel des Themenheftes ‚Migration‘ der Geographischen Revue im Jahr 2003 zeigt. Die Soziologen Esser, Bommes und Pries (Esser 2003; Bommes 2003b; Pries 2003) stellen die drei derzeit relevantesten Paradigmen der Migrationsforschung vor. Geografische Autoren, die sich mit den Migrationstheorien beschäftigen, sind kaum zu erkennen. Dies führt dazu, dass der Begriff ‚Transnationalität‘ zwar auftaucht, aber gelegentlich inhaltsleer und schwammig

bleibt.<sup>38</sup> Nicht selten wird eine bloß entterritorialisierte Sozialraumforschung fortgeschrieben. Die geografischen Abhandlungen zum Thema bleiben im Vergleich zur Tiefenschärfe von manchen soziologischen Beiträgen matt und repetitiv.<sup>39</sup> Alles in allem ein disziplinär-struktureller Reflexionsmangel, der sich dann in Arbeiten niederschlägt, die zwar empirisch brillant und detailreich sind (siehe besonders Müller-Mahn 2000, 2002), doch sich in ihren theoretischen Verweisen und Diskussionen bisweilen in dem Satz erschöpfen, dass „das de-lokalisierte Beziehungsgefüge der ägyptischen Migrantengruppe [...] sich insofern als ‚transnationaler sozialer Raum‘ im Sinne von Pries beschreiben [lässt]“ (Müller-Mahn 2000: 97). In der vorliegenden Arbeit vollziehen sich interdisziplinäre Anleihen aufgrund der Einsicht in die strukturellen Defizite der geografischen Migrationsforschung. Interdisziplinarität wird also nicht als Selbstzweck erachtet und auch die Binnendifferenzierung der Wissenschaft soll nicht einfach übersprungen werden. Es mag unstrittig sein, dass Zuschnitte wie ‚die Geografie‘ oder ‚deutsche Wissenschaft‘ nicht immer sinnvoll sind, doch allein beim Gegenstand zu beginnen, dürfte die Situation nicht verbessern. So gesehen spricht nichts dagegen, sich die benötigten Bausteine zusammensuchen, auch wenn dieser Weg problematisch wird, sobald Anschlussfähigkeit und Abnahmebereitschaft in *einer* Disziplin gesucht werden, denn hier stehen Gründe der Disziplinpolitik und -karriere dem eigenen Anspruch vielfach entgegen.<sup>40</sup>

38 Ein Problem, dass auch bei dem Begriff ‚Transkulturalität‘ in geografischen Publikationen gelegentlich auftaucht. Der Titel ‚Ausländer in Deutschland. Probleme einer transkulturellen Gesellschaft aus geographischer Sicht‘ (Escher 2000) suggeriert Progressivität, doch in den meisten Arbeiten werden die Ergebnisse auf einer als klassisch zu bezeichnenden Folie interpretiert.

39 Bürkner erkennt zwar ein geografisches Defizit von Migrationskonzepten unterhalb der Makroebene, das eine Rezeption der Transnationalismusthese erschwere (2000: 303), doch bei dieser These bleibt es dann. Seiner ersten Kritik folgte eine ähnliche auf der Konferenz ‚Neue Kulturgeographie in Deutschland. Themen, Methoden, Perspektiven‘ im Januar 2004. Auch dort argumentierte er, dass die deutschsprachige Geografie die Ideen der transnationalen Migrationsforschung bisher nur im Ansatz ausgelotet habe. Seine mit Verve geäußerte Kritik wirft der transnationalen Migrationsforschung vor, sie sei teilweise Ertüchtigungshelfer für die Nomaden des Weltmarktes, wenn sie die Ökonomie weiter missachte und allein die kulturelle Expressivität untersuche. Bei all dem Schwung bleiben diese Argumente seltsam unspezifiziert und entlarfen die Schwächen transnationaler Migrationsforschung nicht (Bürkner 2004, 2005).

40 Diese Aussage leitet sich primär aus der Notwendigkeit von zunehmender Spezialisierung ab, bei der Grenzen selbstverständlich permeabel gehalten werden können. Die Aussage beinhaltet kein ‚Kuschen‘ vor der Macht wissenschaftlicher Binnendifferenzierung (vgl. dazu auch Agnew 1996: 1930; Johnston 1996). Hannerz’ Argument, dass Disziplinen mächtige Behüter ihrer Grenzen sind und sich nötige Änderungen nicht durchsetzen (Hannerz 1996: 1939), muss abgeschwächt werden. Statt undifferenziert auf ‚Macht‘ zu verweisen, erscheint es sinnvoller, die strukturellen Probleme (zum Beispiel der Beharrungs- oder Rückfallkräfte) zu beobachten. So sollten, entgegen Taylors undifferenziertem Argument, dass Soziologie,

Da migrationsgeografische Arbeiten bisher meist auf sehr hohen Aggregats-ebenen operierten, das heißt mit globalen Kennziffern internationaler Migrationsströme rechneten, soll hier der Blick *stärker auf individuelle Migrationsmuster* gerichtet werden. Der Blick auf die Erfahrungen von Migranten und deren Lebenswelt versteht sich als komplementäre Seite zu den quantitativen Untersuchungen. Dies ist kein unbekanntes Problem. Bereits bei Bartels (1968) sind die aus Einzelgesprächen gewonnenen Erkenntnisse aufschlussreicher als in Formeln aggregierte Migranten. Dennoch neigte er weiterhin dazu, Messen und Erklären als das Maß der Raumwissenschaft Geografie zu setzen. Die Hinwendung zu Alltagserfahrungen, Identitätsaushandlungen oder Lebenswelten ist vor diesem Hintergrund zu sehen und geht nicht ohne Weiteres mit Werlens ‚Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen‘ (1997) einher, beinhaltet also keine Entscheidung für dessen Handlungstheorie. Diese Positionsbestimmung ist zuletzt auch deshalb wichtig, weil Alltagsgeografien mit Tücken behaftet sind:

„Die ‚Alltagswenden‘ in akademischen Disziplinen aber setzten immer die Kritik an einer bereits etablierten Verwissenschaftlichung, an einem disziplinär erfahrenen wissenschaftlichen Objektivismus (oder auch an einer Hypertrophie der Theorie) voraus: also etwas, was in der Geographie (noch) gar nicht erreicht war. So kam es also zu der paradoxen Situation, daß die vielleicht alltagsweltlichste aller akademischen Disziplinen dem Alltagsboom der 70er Jahre fremd blieb, sich gerade dadurch aber auch wieder sehr treu war – als eine ‚konstitutionell verspätete Disziplin‘. (Hard 2003 [1985]: 238)

So das bestechende Argument von Hard, welches zwar über 20 Jahre alt ist, aber nur wenig an Aktualität eingebüßt hat. Im Kontext der Wendethematik ist hier keine generelle Hypertrophie der Theorie zu beobachten, sondern Einseitigkeit. Zumal es, wie von Hard gefordert und von Werlen und anderen weitergeführt wurde, in den 1980er und 1990er Jahren wenigstens im Ansatz zu der eingeklagten „hochgradigen Ethnomethodologisierung und Hermeneutisierung“ von Alltagsgeografien kam, da diese sonst „wissenschaftlich steril und unterhalb eines noch tolerierbaren intellektuellen Niveaus“ geblieben wären (Hard 2003 [1985]: 242).

Zuletzt zur Kurskorrektur, die sich an *systemtheoretische Aussagen* anlehnt. Diese Anleihen sollen die erkennbaren strukturellen Defizite der transnationalen Ansätze beheben. Die systemtheoretische Perspektive nimmt deutlichen Abstand von den normativen Fallstricken vieler anderer theoretischer Perspektiven, indem sie Abstand zu ihrem Gegenstand einbaut und als Beobachter zweiter Ordnung auftritt. Vielleicht macht es sich die Systemtheorie an manchen Stellen zu einfach, wenn sie allzu kühl und distanziert beobachtet. Für die Disziplin Geografie, bei der Anwendungsmöglichkeiten hoch oben auf der Agenda stehen, ist sie vielleicht auch ‚unpraktisch‘. Doch der Gewinn wiegt das auf. Mit ihrem Vokabular

---

Politologie und Volkswirtschaft nicht adäquat auf Veränderungen reagieren könnten (Taylor 1996: 1925), unorthodoxe Lösungen dennoch möglich sein.

wird es möglich, die Kategorien, die unter der Kritik des methodologischen Nationalismus einer zunehmenden Begründungspflicht ausgesetzt wurden, leichter zu ersetzen. Wer hier fehlendes soziales Engagement beklagt, beklagt zuvörderst fehlende Einmischung, ohne aber den Nachweis zu bringen, dass ein solches wissenschaftliches Auftreten direkt zu Verbesserungen führt. Soziales Engagement bleibt weiterhin ein ehrenhaftes persönliches Unternehmen, doch es sind Zweifel angebracht, ob soziales Engagement ein universitäres Ziel in einer funktional differenzierten Gesellschaft sein kann (vgl. Hard 2003 [1985]: 241).

## **Migration und Transnationalität in der Weltgesellschaft – eine systemtheoretische Fassung**

Bis zu diesem Moment wurden die transnationalen Ansätze und Thesen im Wesentlichen auf ihr Gehalt und ihr Gewicht hin überprüft. Es konnte positiv festgehalten werden, dass die transnationale Debatte eingefahrene Problemstellungen in der Migrationsforschung hinterfragte und in der Folge Studien entstanden, die bisher unberücksichtigte und neue Migrationsverläufe thematisierten oder bekannte Muster begrifflich neu fassten. Den daraus gezogenen Schlüssen und Forderungen kann aber nicht gefolgt werden, weil den Aussagen der historisch lange Atem fehlt, weil sie leichtfertig generalisieren oder weil ihre metaphernreiche Sprache darauf verzichtet eine stringente Terminologie zu entwickeln, die eine theoretische Übertragung der Deutungen zuließe. Dieser Zwiespalt verlangt nach einem Ausweg. Gesucht wird eine Theorie, die eine allgemeine Sprache und Begrifflichkeit zur Verfügung stellt, um die zur Disposition stehenden Phänomene wissenschaftlich ertrag- und aufschlussreich beschreiben zu können. Die Entscheidung fiel im Wesentlichen zu Gunsten der Systemtheorie, wie sie von Niklas Luhmann maßgeblich formuliert wurde. Sie fiel damit zugleich auf eine Theorie, in der Migration keine tragende Rolle spielt. Diese Abwesenheit ist kein zu kritisierendes Manko, sondern verhindert die Überhöhung eigener Wissensbereiche und spekulative Theoriebildung. Die Abstinenz von Migrationsthemen bei Luhmann ist auch deshalb kein Nachteil, weil diese Lücke bereits von anderen erkannt wurde und durch verschiedene Arbeiten beständig geschlossen wird (z. B. Stichweh 2000 [1998]; Bommes 1999; Pott 2002).

Vor dem Einstieg muss jedoch das Terrain vorbereitet werden. Dabei ist zu klären, in welchem Kontext diese Zuwendung erfolgt und dies gilt im Hinblick auf die geografische wie auch die allgemeine sozialwissenschaftliche Migrationsforschung. Die Systemtheorie mag zwar eine prominente Stellung in den Sozialwissenschaften einnehmen, doch in der Migrationsforschung spielten sie und andere differenzierungstheoretische Angebote lange Zeit keine entscheidende Rolle. Vielmehr gediehen drei andere Theoriestränge: ‚a) der methodologisch-individualistische Ansatz des ‚rational choice‘, b) der auf die Analyse von Ungleichheitsproblemen zugeschnittene systemtheoretische Ansatz von Hoff-